SCHALOM
ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

Fachlicher Austausch: Fast 30 Mitarbeiter/innen aus nordrhein-westfälischen Gedenkstätten und jüdischen Erinnerungsorten – darunter Mareike Böke aus Dorsten – waren im Dezember 2015 zu Besuch in Israel. Die Delegation suchte das Gespräch mit Kollegen u.a. in Gedenkstätten, Museen und Bildungszentren wie Yad Vashem, Givat Haviva, Ghetto Fighters' House Museum und Nahum Goldman Museum der jüdischen Diaspora. Ein ausführlicher Bericht auf Seite 18.

Inhalt

Jüdische Religionslehre

»Heimatsucher« und »Drittzeugen«

Y. Kharchenko: Wege des Unsichtbaren

Johanna Eichmanns 90. Geburtstag

Das Israelitische Altersheim in Unna

Ein vergessener jiddischer Bestseller

Gretel Bergmann, Jg. 1914

Das neue Museum Judengasse

Buchtipps und Rezension

...und mehr

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

2016 Mai

Nr. 78

»Prüfet aber alles, und das Gute behaltet«

Einen besseren Appell für das eigene Denken und Handeln in der Gegenwart, mehr denn je, kann es kaum geben. Schwester Johanna Eichmann, Mitgründerin des Museums, langjährige Vorsitzende des Trägervereins und Ehrenvorsitzende, feierte am 24. Februar 2016 ihren 90. Geburtstag. Für sie ist dieser Vers aus 1 Thessalonicher 5, 21 zentral, und somit taucht er auch immer wieder auf, wenn man sich mit ihrer Biografie auseinandersetzt. So konnte man ihn auch in der Sonderausstellung »HEIMATSUCHER – Schoah-Überlebende heute« in dem Interviewheftchen finden, das neben Schwester Johannas Porträt bereitlag.

Umso passender, dass die Ausstellungseröffnung nur wenige Tage vor dem runden Geburtstag Schwester Johannas stattfand. Die Gäste, die zur Feier anlässlich des Geburtstags (dazu mehr in dieser Schalom-Ausgabe auf Seite 11) gekommen waren, konnten noch einmal eintauchen in das bewegte Leben von Johanna Eichmann und an einer Führung durch die Ausstellung teilnehmen. Am Rande der Veranstaltung wurde auch eine Absichtserklärung unterzeichnet, die etwas vom Lebenswerk der Jubilarin weiterführt: Das St. Ursula Gymnasium und das Jüdische Museum Westfalen werden eine Bildungspartnerschaft eingehen. Ein Ziel dieser Kooperation ist es, Schülerinnen und Schüler verstärkt zu eigenverantwortlichem Handeln und einem kritischen (Geschichts-)Bewusstsein zu ermutigen – ganz im Sinne des Zitats.

Da ein kritisches Geschichtsbewusstsein aber ohne ein Wissen um die eigene Vergangenheit nicht möglich ist, ist es unsere Aufgabe, auch Fakten zu liefern und diese in Beziehung zueinander zu setzen. Eine Möglichkeit ist es, einen Zugang zu geschichtlichen Zusammenhängen über Biografien zu schaffen. Wir verfolgen diesen Gedanken in unserer Dauerausstellung »Jüdische Lebenswege« und vertiefend beispielsweise in Studientagen. Aber auch die zuletzt gezeigte Sonderausstellung des Vereins »Heimatsucher« rückt diesen individuellen Zugang in den Fokus. Bei unserer gemeinsamen Arbeit in den vergangenen Monaten (auch dazu finden Sie einen ausführlichen Bericht in dieser Schalom) zeigte sich, dass es dadurch gelingen kann, Neugier und Empathie der Schülerinnen und Schüler zu wecken und sie einerseits kritisch auf die deutsche Geschichte, andererseits auf die Gegenwart blicken zu lassen.

▪ *Mareike Böke*

Nachrichten aus der Geschichtskultur

Vogelsang: Mit etwas Verspätung rückt die Fertigstellung eines neuen Geschichtsorts näher: Die zirka 100 Hektar umfassende ehemalige NS-Ordensburg Vogelsang erhält mit dem Forum Vogelsang ein dem Erinnerungsort sowie dem Nationalpark Eifel angemessenes Zentrum mit drei zentralen Ausstellungen. Die baulichen Änderungen sollen Im Lauf des Jahres 2016 abgeschlossen werden. Investiert werden dort 42 Millionen Euro Fördermittel der die EU, des Bundes und des Landes NRW.

Landeshaushalt NRW: Die Kulturpolitiker des Landes NRW haben »etwas draufgelegt«. Mit dem Landeshaushalt 2016 wurde die Etatposition für die Gedenkstättenförderung um 500.000 EUR, das sind mehr als 50 %, erhöht. Nachdem unser Land lange ein trauriges Schlusslicht in der öffentlichen Förderung der Geschichtslernorte bildete, ist das Bewusstsein für ihre Bedeutung und die Notwendigkeit ihrer kontinuierlichen Unterstützung deutlich gewachsen. Wie weit diese Summen (neben der Projektförderung) auch die institutionelle und dauerhafte Bezuschussung stärken können, ist noch nicht entschieden.

Bonn: Die Gedenkstätte für die Bonner Opfer des Nationalsozialismus ist seit vielen Jahren in einem eher unschönen Zweckbau – dem sog. Viktoriakarree – untergebracht und wird in absehbarer Zeit umziehen müssen. Das Jahr 2015 war geprägt durch die Standortsuche. Vorstand, Kuratorium und Leitung vertreten die Auffassung, dass die Gedenkstätte einen historischen Ort braucht, und auch der Arbeitskreis Gedenkstätten NRW, der am 25. Januar in Bonn tagte, betonte in seiner Sitzung die Wichtigkeit des historischen Orts für Außenwirkung und Selbstverständnis einer Gedenkstätte. Der 2015 neu gewählte Oberbürgermeister Ashok Sridharan hat mit seinem Vorschlag, die Gedenkstätte in das Alte Rathaus zu integrieren, deren Bedeutung für die Stadt hervorgehoben. Dieser Vorschlag und andere Optionen – z.B. die eines historischen Orts der Judenghettoisierung in der NS-Zeit am Rand der Altstadt – werden derzeit auf ihre Realisierbarkeit hin geprüft.

Duisburg: Die etwa 20 Jahre alte lokalgeschichtliche Ausstellung der VVN/BdA Duisburg wird eine neue Bleibe finden müssen. Seit 1997 mitgenutzte Räume einer Grundschule werden nun für Schulzwecke benötigt, weshalb das städtische Gebäude-Management im März 2016 eine Kündigung aussprach. Für die inhaltlich und gestalterisch durchaus angejahrte Dokumentation »Duisburg im Widerstand 1933–1945« werden aber, so versprach die Stadt Duisburg nach Protesten, neue Räume gesucht. Wie sich diese Ausstellung zum derzeit entstehenden städtischen »Zentrum für Erinnerungskultur« positionieren wird, bleibt abzuwarten.

Ein Orchideenfach mit grossem Nutzen: Jüdische Religionslehre

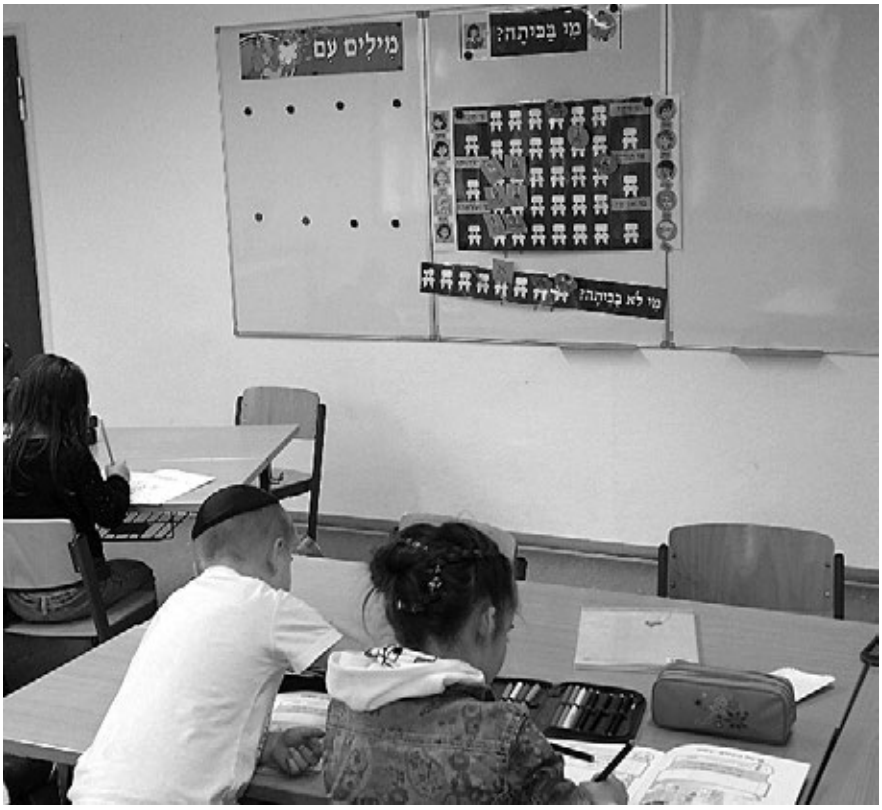
Sind wir hier falsch? Wundern sich einige Besucher der jüdischen Gemeinde wenn sie nachmittags vorbeischauen und plötzlich von Schülern überrannt werden. Sind wir in einer Schule? Woher ertönen die fröhlichen Kinderstimmen?

Die zu hörenden Schüler belegen das Fach Jüdische Religionslehre, das ein ordentliches Unterrichtsfach in Nordrhein-Westfalen ist. Die Grundlagen dafür legen Artikel 7 des Grundgesetzes, Artikel 14 der Landesverfassung und das Schulgesetz für NRW fest. Die jüdischen Schüler haben also einen Anspruch auf die Erteilung eines bekenntnisorientierten Religionsunterrichts.

Jüdischer Religionsunterricht unterliegt somit der staatlichen Schulaufsicht und wird in Zusammenarbeit vom Schulministerium, Schulaufsicht und den Landesverbänden der jüdischen Gemeinden organisiert. Die Religionslehrerinnen und Religionslehrer verfügen über eine staatliche Unterrichtserlaubnis und unterrichten nach einem kompetenzorientierten Schulcurriculum. Das Fach wird in der Regel aus organisatorischen Gründen schulübergreifend, nachmittags und deswegen in den Räumen der örtlichen jüdischen Gemeinde oder an einer Korrespondenzschule unterrichtet. Die erteilten Noten sind in allen Sekundarstufen versetzungsrelevant. Jedes Jahr wählen zahlreiche Abiturienten jüdische Religion als Abiturfach. Der bekenntnisorientierte Religionsunterricht richtet sich vor allem an jüdische Kinder und Jugendliche, steht jedoch allen interessierten Schülerinnen und Schülern offen.

Die Hauptaufgabe des jüdischen Religionsunterrichts ist ein Beitrag zur religiösen Erziehung der jungen Menschen, der durch einen systematischen Aufbau von Wissen über das Judentum erfolgt. Die Hilfeleistung zur Entwicklung der Persönlichkeit und die Animierung zum verantwortlichen Handel in der Gemeinde und Gesellschaft sind weitere wichtige Unterrichtsziele. Die Verknüpfung der traditionellen Lehre mit der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen ist für die Lehrenden ein spannender Auftrag.

In Rahmen des jüdischen Religionsunterrichts lernen die Schülerinnen und Schüler altersgemäß die Grundlagen der jüdischen Religion, indem sie sich mit jüdischen Symbolen, Riten, Geboten und Festen auseinandersetzen. Das Verständnis der jüdischen heiligen Schrift, der Tora und ihrer Auslegungstradition ist eine wichtige Kompetenz, die sich als roter Faden durch verschieden Themenbereiche und Altersstufen zieht. Die kritische Auseinandersetzung mit den Themen aus der jüdischen Geschichte und Religionsphilosophie beschäftigt die Jugendlichen in der Oberstufe. Ein wichtiger Schwerpunkt ist auch das Erlernen der hebräischen Sprache, also der Sprache des jüdischen Gottesdienstes und der Tora.



Durch die Vermittlung der religiösen Werte leistet der Religionsunterricht einen Beitrag zur Bildung der Wertehaltung der Jugendlichen. Die traditionellen Begriffe wie Gerechtigkeit, Freiheit und Nächstenliebe werden in aktuellen Kontexten und Bezügen zu den Lebensumständen der Jugendliche besprochen. Sie lernen z.B. die traditionellen Quellen, in denen es um Toleranz und Offenheit gegenüber allen Menschen unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit geht.

Der Religionsunterricht schafft jedoch nicht nur einen Beitrag zur ethischen Orientierung der Jugendlichen. Die jüdische Identität der Kinder sollte durch die jüdische Bildung gestärkt werden. Der Unterricht hilft den Kindern, ihre jüdischen Wurzeln zu erkennen und sichert somit die Fortentwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland.

▪ *Alexander Krimhand*

A. Krimhand unterrichtet seit vielen Jahren Jüdische Religionslehre in mehreren Städten Nordrhein-Westfalens.

Aus den jüdischen Gemeinden

Recklinghausen: Mit einer Feier am 27. Januar 2016 hat die Jüdische Kultusgemeinde Recklinghausen ihren ehemaligen Vorsitzenden Rolf Abrahamsohn aus Marl geehrt. In einer Veranstaltung mit Zeitzeugengespräch, ausgerichtet gemeinsam mit Stadt und Kreis Recklinghausen sowie dem Jüdischen Museum Westfalen, wurden seine Verdienste um die Aufrechterhaltung der Gemeinde in schwierigen Zeiten und um die Integration der jüdischen Zuwanderer ab 1990 gewürdigt. Die Gemeinde ernannte den 91-jährigen Abrahamsohn, der 2010 seine Autobiografie veröffentlicht hatte, zu ihrem Ehrenvorsitzenden.

Bielefeld: Ende 2015 ist Dr. Stephan Probst, stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, aus Gründen der persönlichen Arbeitsbelastung aus dem Gemeindevorstand ausgeschieden. Zu seiner Nachfolgerin wählte die Gemeindeversammlung am 8. Dezember 2015 Frau Elena Zotova.

Duisburg – Mülheim – Oberhausen: Die Jüdische Gemeinde hat in Duisburg die für Deutschland noch junge Tradition des öffentlichen Lichteranzündens zum Chanukka-Fest aufgenommen; in Mülheim wurde bereits in den Vorjahren damit begonnen. In Zeiten antijüdischer Ausschreitungen und Anschläge keine Selbstverständlichkeit, wie der Geschäftsführer der Gemeinde, Alexander Drehmann, betonte: Dies sei »ein Zeichen der Öffnung«, wenngleich viele Juden Grund zur Sorge bei öffentlichem Sichtbarwerden hätten.

Düsseldorf: Die jüdische Gemeinde Düsseldorf ist im Endspurt eines anspruchsvollen Projekts – ein jüdisches Gymnasium soll in der Landeshauptstadt entstehen und im Sommer 2016 eröffnen. Zunächst wird übergangsweise in einem Bürogebäude gearbeitet werden, doch 2018 soll ein eigenes Schulgebäude fertig sein. Nach einem allmählichen Aufbau wird in einigen Jahren mit etwa 800 Schüler/innen gerechnet.

Mitgliedszahlen: Der Rückgang jüdischer Zuwanderung ist schon seit 2005 – dem Datum eines neuen Einwanderungsgesetzes und dem Ende der Kontingentflüchtlings-Regeln – spürbar. Im Januar 2016 wurden die neuen Zahlen für 2014 von der Bundesregierung veröffentlicht: Bundesweit waren es nur noch 237 jüdische Zuwanderer und Zuwandererinnen. Für die beiden Landesverbände Westfalen und Nordrhein bedeutete dies eine Schrumpfung der Mitgliederzahlen um jeweils 2 bzw. 1%.

Köln: Die liberale jüdische Gemeinde »Gescher LaMasoret« übernimmt eine protestantische Kapelle im Kölner Stadtteil Riehl als Synagoge. Schon seit längerem werden Räume dort mitgenutzt, und es entstanden freundschaftliche Bande. Nun wurde die »Kreuzkapelle« feierlich entweiht und der 150 Mitglieder zählenden Gemeinde übergeben. Dies war auch Anlass, an die unrühmliche Geschichte des Umgangs mit den »Judenchristen« in der NS-Zeit zu erinnern, aber ebenso an das »Büro Gruber«, das bedrohten Juden eine Ausreise zu ermöglichen versuchte und zeitweise eine Zweigstelle in der Kapelle unterhielt.

Düsseldorf/NRW: Eine Entlastung der jüdischen Gemeinden durch das Land NRW hat der Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, Michael Szentai-Heise, im Januar 2016 gefordert. Mit den dramatisch gestiegenen Aufwendungen für ihre Sicherung gegen antisemitische Attacken, die er allein für 2015 auf 1,2 Mio. Euro bezifferte, dürften die Juden des Landes nicht allein gelassen werden.

Krefeld: Der Bau einer Frauen-Mikwe für die jüdische Gemeinde Krefeld konnte nach sechs Jahren Bauzeit erfolgreich abgeschlossen werden. Das rituelle Bad gehört zu den wichtigsten Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde. Der Bau ist wegen religiöser Regeln kompliziert,

und ein amerikanischer Rabbiner hat das Projekt als Experte begleitet. Heutige Mikwen sind moderne, beheizte Badeanlagen, von denen es in den jüdischen Gemeinden Deutschlands gegenwärtig knapp 30 gibt.

Dortmund: Die jüdische Gemeinde Groß-Dortmund wird zum Sommer ihren langjährigen Rabbiner Avichai Apel verlieren. Apel wird nach elf Dortmunder Jahren zur Frankfurter Gemeinde wechseln und dort im Team mit Julien-Chaim Soussan arbeiten.

Der 40Jährige - Mitglied und Vorstand der Orthodoxen Rabbinerkonferenz – erklärte, dass er Dortmund schweren Herzens verlasse.

Landesverband Nordrhein: Sein 70jähriges Bestehen feierte der Landesverband Nordrhein der jüdischen Gemeinden am 7. Dezember im Düsseldorfer Landtag. Mit Grußworten der stellvertretenden Ministerpräsidentin Sylvia Löhrmann, der Landtagspräsidentin Carina Gödecke, des Vizepräsidenten des Zentralrats, Abraham Lehrer, und einer Festrede von Jürgen Rüttgers (Ministerpräsident a.D.) wurde ein Wiederaufbau gewürdigt, an den nach 1945 niemand glaubte. Oded Horowitz vom Landesvorstand beschrieb den langen Weg von der »Liquidationsgemeinde« zur Gegenwart, in der neue Synagogen, jüdische Schulen, jüdischer Religionsunterricht, jüdische Kultur und jüdische Daseinsvorsorge selbstverständlich sind.

Altersarmut: Eine Kleine Bundestags-Anfrage der Grünen hat Ende 2015 noch einmal die Gründe für die drohende Altersarmut in den jüdischen Gemeinden Deutschlands klargestellt: Nicht nur die lange verzögerte Anerkennung von Berufs- und Hochschulabschlüssen der meist hoch qualifizierten jüdischen Kontingentflüchtlinge ist dafür verantwortlich. Noch relevanter ist die Rechtsposition der Bundesregierung, die ältere Zuwanderer ungleich behandelt und die jüdischen Zuwanderer aus dem Rentensystem aussperrt: im Gegensatz zu Spätaussiedlern werden sie – unabhängig von ihrem heutigen Rechtsstatus und ihrer Staatsangehörigkeit - nicht als »deutschstämmig«, also zum deutschen Volk gehörig angesehen. Sozialversicherungs-Abkommen mit den Nachfolgestaaten der Sowjetunion existieren nicht. Daher werden Arbeitsleistungen vor der Einwanderung nicht angerechnet, und Viele werden auf die Grundsicherung angewiesen sein.

Unna: Die seit 6 Jahren von der liberalen Gemeinde „haKochaw“ genutzten Räume in Unna-Massen gingen jetzt in deren Eigentum über: Mit einer feierlichen Schlüsselübergabe besiegelte die evangelische Kirche im April 2016 endgültig die Umwandlung des ehemaligen „Bodelschwingh-Hauses“ in eine Synagoge. Viele prominente Gäste und ein Konzert unterstrichen die Bedeutung des Vorgangs. Die folgenden Umbauten und Modernisierungen werden u.a. von einem großen Freundeskreis der Gemeinde unterstützt.

Limmud Ruhrgebiet: Nach einem ersten Dortmunder Versuch 2012 starte Ende 2015 zum zweiten Mal ein Lerntag unter dem Titel »Limmud Ruhrgebiet« – ein Lernfestival von Juden für Juden, diesmal in der Alten Synagoge Essen. Am 13. Dezember stand dieses Haus jüdischer Kultur Jüdinnen und Juden zur Verfügung, um sich in selbstorganisierter Form über Kultur, Politik und Religion auszutauschen. Ca. 15 Workshops, Lesungen, Vorträge usf. gaben Raum für sehr verschiedene Interessen. Die Grundidee ist die einer jüdischen »open space«-Konferenz, steht für Selbstorganisation, freiwilliges Engagement und Pluralismus, kommt aus England und wird schon seit einigen Jahren mit bundesweiten Konferenzen in Berlin oder Norddeutschland aufgenommen.

Zu »Dritt-Zeugen« werden

Die Gewinner sind… zwei Dorstener Schulen: Das St. Ursula Gymnasium und das Paul-Spiegel-Berufskolleg besuchten jeweils mit sechs Gruppen die Heimatsucher-Ausstellung, die vom 14. Februar bis zum 8. Mai im Jüdischen Museum Westfalen gastierte. Aber auch viele andere Schulen aus Dorsten und Umgebung nahmen das pädagogische Begleitprogramm zur Ausstellung wahr, das wir gemeinsam mit dem Team des Vereins »HEIMATSUCHER – Schoah-Überlebende heute« konzipiert hatten. Beide Seiten brachten ihre Erfahrungen und bereits bewährten Bausteine mit ein und verbanden diese in unserem Haus.

Die Lehrerinnen und Lehrer konnten aus unterschiedlichen Modulen wählen und ihren Besuch den eigenen Vorstellungen anpassen. Obligatorisch war ein Besuch der Heimatsu-

cher-Ausstellung. Die Führung konnte kombiniert werden mit einer Führung durch die Dauerausstellung des Museums. Dabei lernten die Schülerinnen und Schüler einige Grundlagen des Judentums kennen oder setzten sich mit der Geschichte der Judenfeindschaft in Westfalen auseinander.

Neben der Führung durch die Ausstellung standen mehrere Workshops zur Auswahl, aus denen die Lehrerinnen und Lehrer wählen konnten. In dem Workshop »Ein ganz normaler Tag« setzten sich die Schülerinnen und Schüler mit »antijüdischen Gesetzen und Verordnungen« auseinander. Zum Einstieg wurde darüber gesprochen, welche Gesetze es gibt und welche Funktion sie haben. Später wurde diskutiert, welchen Zweck die antijüdischen Gesetze hatten und wie sie durchgesetzt wurden. Dabei wurden Mechanismen von Ausgrenzung und Diskriminierung verdeutlicht und boten eine perfekte Grundlage für den anschließenden Ausstellungsbesuch. Denn, so verschieden die Zeitzeugenporträts auch sind, gleich ist ihnen, dass alle Überlebenden von einer »ganz normalen Kindheit« berichten, in der Religion keine oder kaum eine Rolle spielte, in der draußen mit den Nachbarskindern getobt wurde, in der sie gute oder schlechte Schüler waren. Und dann von dem Wandel ab 1933, dass sie nach und nach Ausgrenzung erfuhren, nicht mehr in den Sportverein und zur Schule durften. So wird das historische Wissen auf eine persönliche Ebene gebracht. Die Kinder und Jugendlichen können dadurch besser begreifen, was geschehen ist und ihre unglaublich empathischen Fragen zeigten, dass sie mitfühlen. Ein Schüler der 8. Klasse zeigte sogleich, dass er das Anliegen der Heimatsucher verstanden hatte: »Wir werden sozusagen zu Dritt-Zeugen. Ihr habt die Zeitzeugen interviewt und als Zweitzeugen die Geschichten an uns weitergegeben. Jetzt können wir die Geschichten auch weitererzählen.«

In dem Film-Workshop: »Anne Frank – Ein Buch voller Träume« diskutierten die Schülerinnen und Schüler ausgehend von der Geschichte Anne Franks und im Film angedeuteter Ausgrenzung, ob und in welcher Form Ausgrenzung heute geschieht. Sie hinterfragten kritisch aktuelle politische Entscheidungen und diskutierten alltäglichen Rassismus in ihrer Lebenswelt. Mit Dilemma-Situationen setzten sich die Gruppen im Workshop »Zivilcourage – Was würdest Du machen?« auseinander. Zunächst sprachen wir über gegenwärtige Formen von Diskriminierung sowie Ausgrenzung und verschiedene Möglichkeiten Zivilcourage zu zeigen. Anschließend diskutierten die Schüle-

rinnen und Schüler über Dilemma-Situationen und präsentierten Lösungsmöglichkeiten.

In allen Workshops wurde deutlich, dass Menschen immer Entscheidungsspielräume haben – damals wie heute – auch wenn wir alle in bestimmten Kontexten agieren. Das Ziel der Workshops war es, Schülerinnen und Schüler für Gegenwärtiges zu sensibilisieren und Handlungsoptionen aufzuzeigen. Aber genauso Wissen zu vermitteln, denn nur dadurch kann ein Geschichtsbewusstsein entwickelt werden, welches zu verantwortungsvollem Handeln in der Gegenwart und Zukunft führt.

▪ *Mareike Böke*

Alles neu macht der April: www.jmw-dorsten.de erneuert!

Viele haben es vielleicht schon bemerkt: unsere Museums-Website ist völlig neu gestaltet: Wir bieten seit Ende April unter ***www.jmw-dorsten.de*** unsere gewohnt ausführlichen Informationen in einem ganz neuen Design. Es ist mit vielen Fotos und anderen Medien sinnlicher als bislang und bietet – man nennt es im Fachjargon »responsiv« – viele Vorteile für mobile Endgeräte, die ja eine immer größere Rolle spielen.

Das Ganze hat, wie wir hoffen, auch eine übersichtlichere Struktur (auf der alten Seite gab es einen verständlichen, über die Jahre entstandenen »Wildwuchs«). Und unser umfangreiches Veranstaltungsangebot kommt klarer zum Vorschein als bisher.

Und vor allem gibt es: mehr Aktualität! Die Seite hat nämlich ein sog. »Content Management System« – das heißt, dass das Museumsteam die Inhalte selbstständig und unkompliziert aktualisieren und erweitern kann. Das bedeutet auch: der Inhalt wird in den kommenden Monaten weiter wachsen.

Die neuen Seiten wurden möglich durch einen Zuschuss des Landes NRW und wurden gestaltet von der Essener Kommunikationsagentur 31M, die uns 2014 schon mit der Projekt-Seite ***heimatkunde-jmw.de*** beschenkt hatte – wir bedanken uns für eine gute, kreative und unglaublich rasante Zusammenarbeit und das tolle Ergebnis!

▪ *Nong*

Was ist SPUNK?

»…kann alles sein – eine Schlange, eine Maus, ein Wolf, vielleicht auch ein Staubsauger…« (aus: Astrid Lindgren, Pippi in Taka-Tuka-Land)

»Ich habe ein Fußballmuseum gemacht. Weil ich so gerne Fußball spiele.« Mit diesen Worten stellte Lukas bei der Ausstellungseröffnung – dem SPUNKSTIVAL – sein Museum vor. Die Figuren für das Spielfeld hat er von seinem Vater, es sind die Kicker-Ersatzfiguren.

Dem SPUNKSTIVAL vorausgegangen war ein Kooperationsprojekt zwischen der Wilhelm-Lehmbruck-Schule und dem Jüdischen Museum Westfalen. Initiiert wurde das Projekt von der Diplom-Sozialwissenschaftlerin Sina Zurhausen, Mutter zweier Kinder an der Grundschule. In dem Projekt begaben sich zwölf Kinder der 1.-4. Klasse der Wilhelm-Lehmbruck-Schule sechs Wochen lang auf die Suche nach ihrem eigenen SPUNK. Am ersten Tag besuchten die Kinder das Jüdische Museum Westfalen. Sie erfuhren, welche Aufgaben ein Museum hat und wer dort arbeitet. Das gesamte Haus wurde erkundet, vom Depot im Keller, wo viele wertvolle Schätze aufbewahrt werden, bis in die Verwaltung in der obersten Etage. Die Kinder erfuhren, wie ein Museum zu Exponaten und ihren Geschichten kommt und worauf es zu achten gilt, wenn diese dann präsentiert werden.

Nach diesem ersten spannenden Tag wurden die Kinder an den kommenden Dienstagen selbst aktiv, denn ihre Aufgabe war es, eigene Museen im Kleinen, in Pappkartons, zu entwerfen. Zunächst überlegten wir gemeinsam, was es überhaupt für Museen gibt und was den Kindern wichtig ist. Anschließend malten sie in einem Brainstorming einen ersten Entwurf für die Museen. Zum nächsten Treffen brachten die Kinder dann bereits eigene Ausstellungsstücke für ihre Museen mit. Die Kartons wurden farbig angemalt, die Ausstellungsräume gestaltet.

Die Kreativität der Kinder kannte keine Grenzen: Aus selbstgenähten und Barbie-Kleidern entstand ein Kleidermuseum. »Weil ich so gerne Kleider anziehe!«, präsentiert die Gestalterin aus der ersten Klasse zur Ausstellungseröffnung ihr Museum. Zu sehen gab es außerdem ein Schokoladenmuseen, auch Meerschweinchen und Pferde wurden ausgestellt. Und weil einer Schülerin das Jüdische Museum so gut gefallen hat, konnten auch Menora und Tora bestaunt werden. Wie stolz die Eltern waren ließ der starke Applaus erahnen, den jedes einzelne Museum bekam. Damit auch alle, die keine Zeit für einen Besuch in der Schule hatten, die Museen anschauen konnten, war die Ausstellung in den Osterferien im JMW zu sehen.

Für alle Kinder, die nicht an der Wilhelm-Lehmbruck-Schule sind und interessierte Lehrer und Lehrerinnen: Gerne führen wir SPUNK auch an Ihrer Schule durch. Außerdem wird es im Herbst ein Angebot direkt im JMW geben.

▪ *Mareike Böke*

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
Redaktion: Mareike Böke, Anke Klapsing-Reich, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer
Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
Email: info@jmw-dorsten.de
Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag
Layout: Leoni Buscher, Recklinghausen
Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen
Förderer: Die Herausgabe von Schalom wird gefördert durch die Kreisverwaltung Recklinghausen (Druck)
Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Die lange Reise eines Porzellanservices

Museum erhielt ein spannendes Geschenk

Am Telefon meldet sich eine Frau Wienker aus Hannover. Sie erzählt von einer jüdischen Familie aus Havixbeck, von gegenseitigen Besuchen in den vergangenen Jahrzehnten, einer daraus entstandenen Freundschaft und einem Porzellanservice aus dem Besitz dieser jüdischen Familie. Dieses Service, derzeit in ihrem Besitz, möchte sie gern dem Museum überlassen, damit es langfristig gut aufgehoben ist. Wir kamen überein, dass sie das Porzellan zu meinen Händen nach Dorsten schickt.

Im kleinen Ort Havixbeck in den Baumbergen bei Münster gab es nur für etwa einhundert Jahre eine jüdische Gemeinschaft, aus nur wenigen Familien bestehend. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam vermutlich die erste Familie nach Havixbeck. Eine Synagogengemeinde konnte sich nie bilden. Zwar gab es zur Mitte des 19. Jahrhunderts für einige Jahre einen privaten Betraum, doch 1875 meldete der Bürgermeister dem Landrat, dass in Havixbeck keine Gottesdienste stattfänden. Die kleine Gemeinschaft konnte sich als Einrichtung nur einen Friedhof erlauben, auf dem etwa 100 Jahre bestattet wurde. Vierzehn stark verwitterte Grabsteine und eine zerstörte Stele finden sich noch immer dort auf dem Gelände.

Zu den wenigen jüdischen Familien, die in Havixbeck ansässig waren, gehörte die Familie des Tierarztes Dr. Siegfried Simon. Dieser wurde am 26. März 1874 geboren. Seine Ehefrau Henny, geb. Strauß, kam aus Solingen. Schon der Vater von Siegfried, Herz Simon (1840-1904), hatte als Viehhändler in Havixbeck gelebt. Seine Kinder waren Siegfried, Regina, Eva und Sally. Regina und Sally waren wohl nicht verheiratet. Eva heiratete 1923 den Kaufmann Josef Meyer aus Köln. Sie wurde offensichtlich schon als Witwe von Köln aus in das Ghetto Litzmannstadt/Lodz deportiert und dort 1942 ermordet. Sally wohnte nach Kriegsende 1918 für kurze Zeit in Münster und zog dann nach Düsseldorf, wo er als Rechtsanwalt arbeitete. Er verstarb im Februar 1938. Sein Grab befindet sich dort auf dem neuen jüdischen Friedhof.

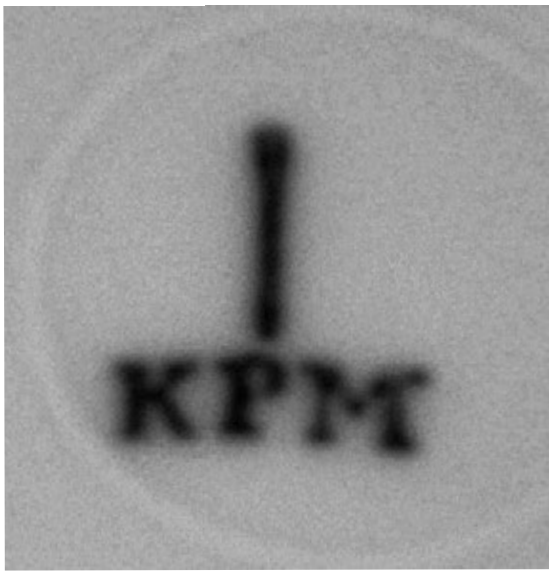
Regina Simon zog mit ihrer verwitweten Mutter Emma, geborene Falkenstein, 1918 nach Münster in die Engelstraße. Bis zu ihrer Heirat wohnte wohl auch Eva Simon mit den beiden zusammen. Emma Simon starb im März 1931. Im Jahr 1942 wurde auch Regina nach Lodz deportiert, wo sie vermutlich ermordet wurde, jedenfalls verliert sich dort ihre Spur.

Henny und Siegfried Simon lebten nach ihrer Heirat weiterhin in Havixbeck. Sie hatten zwei Söhne, Heinz und Ernst. Siegfried Simon verstarb bereits mit 54 Jahren im März 1928. Seine Witwe folgte dem Rat ihres Vaters, der in Solingen ein Textilkaufhaus besaß. Sie emigrierte mit ihren Söhnen und dem Bruder Oskar Strauß nach Palästina. Dabei konnten sie allerlei Hausrat mitnehmen, darunter auch dieses Tassenservice. Es musste sich damals schon seit Jahrzehnten im Familienbesitz befunden haben.

Als Heinz von seiner Freundin Margot Hirsch, sie stammte aus Düsseldorf, im November 1938 in Palästina besucht wurde, fand in Deutschland die Pogromnacht statt. Die Nachrichten von brennenden Synagogen, zerstörten Häusern und gedemütigten Menschen drangen bis nach Palästina vor. Die Familie Simon ließ die junge Frau daher nicht mehr nach Deutschland zurückreisen. Heinz und Margot heirateten, sie bekamen einen Sohn Ronny. Er und seine Frau Tami haben drei Söhne und leben in Kadima/Israel.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs meldeten sich Heinz und Ernst Simon freiwillig zur britischen Armee. Dabei kam Ernst, der auf einem U-Boot eingesetzt war, vor Süditalien ums Leben.

Später kamen Heinz und Margot Simon viele Jahre lang einmal jährlich nach Havixbeck und besuchten das Grab seines Vaters. Dabei entstanden freundschaftliche Kontakte zur Familie Wienker. Bei einem dieser Besuche brachten sie das Porzellan mit. Familie Wienker sollte es als Andenken an die frühere Havixbecker Familie Simon aufbewahren. Caroline Wienker, die beide noch persönlich kennengelernt hatte, lebt heute in Hannover. Sie übergab das Service im November 2015 dem Jüdischen Museum Westfalen. Heinz Simon starb im Jahr 2000, seine Frau Margot war bereits 1996 verstorben.



Als das Paket im Museum ankam, packte ich sorgfältig alle Teile aus. Das Service besteht aus sieben Tassen, fünf Untertassen, sechs Kuchentellern und einem großen Gebäckteller. Einzelne Teile zeigen deutliche Gebrauchsspuren, vor allem der Goldrand ist zum Teil stark abgeschlissen. Spannung kam auf beim Blick auf die Porzellanmarke: drei Buchstaben KPM und eine kleine blaue senkrechte Linie, möglicherweise ein Zepter. Sollte es sich um ein Service der Königlichen Por-

zellan-Manufaktur Berlin handeln? Eine Anfrage bei der historischen Abteilung von KPM Berlin brachte schnell Klarheit. Das Service stammt von einer Manufaktur aus dem schlesischen Waldenburg (heute Walbrzych). Die Porzellanmanufaktur wurde 1831 von dem Porzellanmaler Carl Krister (1802-1869) gegründet. Sie war um 1900 eine der größten Porzellan produzierenden Unternehmen in Deutschland. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich im Bürgertum eine ständig steigende Nachfrage nach guten Tafelservices, die zwar preiswert waren, aber im Aussehen den wertvollen Porzellanservices des gehobenen Bürgertums gleichkamen.

Krister orientierte sich in seinen Anfangsjahren an den Formen und Dekoren der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin und ahmte dabei auch die Bodenmarken so täuschend nach, dass man nur bei sehr genauem Hinsehen einen feinen Unterschied erkennen konnte. Er nannte seine Firma Krister Porzellan-Manufaktur, abgekürzt auch KPM. Mit zunehmender Bekanntheit der Marke Krister löste sich das Markenzeichen von der Berliner Vorlage und entwickelte eigene Formen. Carl Krister gilt als ein Wegbereiter der Massenproduktion von Porzellan.

Nach kurzer Unterbrechung im Mai 1945 wurde die Arbeit unter polnischer Verwaltung wieder aufgenommen. Bis heute wird dort Gebrauchsporzellan für Haushalte und Gastronomie produziert. In Westdeutschland gründete 1952 der deutsche Markeninhaber Rosenthal, die Firma hatte bereits 1921 die Aktienmehrheit bei Krister übernommen, im pfälzischen Landstuhl ein neues Krister-Werk. Bis 1971 wurde unter dem Markennamen Krister produziert, dann erlosch der Firmenname im Zuge einer Umstrukturierung nach 140 Jahren.

Mit diesem Service erhielt das Museum ein familiengeschichtlich spannendes Exponat einer vormals in Westfalen ansässigen Familie, das zugleich auch als ein Beispiel für einen Fall von Plagiatismus steht. Mit der nachgeahmten Marke sollten nicht etwa die Kunden getäuscht werden, sondern diese konnten auch ihren Gästen vorspielen, sich teures Porzellan leisten zu können. Es sei noch erwähnt, dass das Service zwischen 1840 und 1850 hergestellt wurde.

Wie das Porzellan künftig in der Ausstellung präsentiert wird, ist noch unklar. Es wird auf jeden Fall demnächst in einer Vitrine ausgestellt werden.

▪ *Thomas Ridder*

90 Jahre Johanna Eichmann

Am 24. Februar 2016 wurde im Jüdischen Museum der 90. Geburtstag unserer Ehrenvorsitzenden und Mitbegründerin Johanna Eichmann gebührend gefeiert – mit 80 geladenen Gästen und mit Musik des Ensembles »mendels töchter« aus Münster. Mit der gemeinsamen Veranstaltung von Kreis Recklinghausen, Stadt Dorsten, St. Ursula-Konvent und Museum wurde ein Lebenswerk gewürdigt, das weiter geht: Kurze Ansprachen von Wegbegleiter/innen aus den verschiedenen Lebensphasen – als Lehrerin, als Schulleiterin, als Oberin, als »Barfußhistorikerin« oder Akteurin des christlich-jüdischen Dialogs – wurden untermalt von einem eindrucksvollen Bilderreigen. Der Blick auf die Verdienste der Jubilarin demonstrierte: eine Ausnahmepersönlichkeit! Mehrere Beiträge konnten zudem verdeutlichen, dass ihr Werk in unserer Region fortgesetzt wird.

Für das Jüdische Museum hob der Nachfolger Johanna Eichmanns, Norbert Reichling, ihre Redlichkeit, Offenheit, Neugier, Genauigkeit, Gerechtigkeit und viele andere ihrer »Tugenden« hervor. »Wenn man deine Lebensgeschichte liest oder hört…, kann man sich nur wundern: Das ist viel für ein einziges Leben, man staunt danach über die Ausgeglichenheit und Freundlichkeit Deines Auftretens und ist dankbar dafür. Aber wer dich etwas näher kennt, weiß, dass hinter dieser Gelassenheit auch eine zweite Johanna zu finden ist: ein Mensch, der anhaltend, bis heute beunruhigt ist, der sich sorgt, dass der erlebte Horror doch nicht ein für allemal vorbei sein könnte, dass er in neuer Gestalt wiederkehren könnte. Sei versichert: wir wissen um diese Irritation, und sie ist uns eine Verpflichtung – die Pflicht nämlich, das Unsere gegen Barbarei und Barbaren zu tun. Wir hoffen, dass Du uns nach deinen Kräften dabei noch lange begleiten kannst, aber die Kärrnerarbeit gegen Dummheit und Vorurteil müssen jetzt andere leisten.«

Margot Spielmann-Preis 2015/2016

Jugendgeschichtspreis des Jüdischen Museums Westfalen

Am 8. Dezember 2015 wurden in einer kleinen Feierstunde die neuen Preisträger des Jugendgeschichtswettbewerbs ausgezeichnet, erstmals unter dem Namen einer 16-jährigen Jugendlichen aus Gelsenkirchen, die im Spätherbst auf der Flucht in Mulhausen im Elsass starb.

Von den eingereichten Arbeiten wählte die Jury drei Facharbeiten aus. Der dritte Preis ging an Niklas Würtz vom Albert-Schweitzer-/Geschwister-Scholl-Gymnasium in Marl. In seiner Arbeit »Martin Bormann. Eine der düstersten Personen im 'Dritten Reich'« porträtierte er eine der im negativen Sinn wichtigsten Persönlichkeiten während der NS-Zeit. In der engsten Umgebung Adolf Hitlers tätig, u.a. als sein Sekretär, hatte er maßgeblichen Anteil an vielen Entscheidungen des Regimes.

Den zweiten Preis erhielt Samira Zdziarstek aus Herne vom Gymnasium Eickel. Sie griff in ihrer Facharbeit, die im Frühjahr 2015 geschrieben wurde, ein zum damaligen Zeitpunkt aktuelles Thema auf: »KZ-Baracke in Schwerte als Flüchtlingsheim? Kann ein Ort der Trauer ein Ort der Zuflucht werden?« Die Jury belohnte mit dem zweiten Preis nicht nur die gute Qualität der Arbeit, sondern auch den Mut ein Thema zu bearbeiten, zu dem aufgrund seiner Aktualität nicht über die üblichen Internetquellen Informationen abgerufen werden können, sondern eigene Recherchewege gefunden werden mussten.

Der erste Preis ging in diesem Jahr an eine Schülerin des Wilhelm-Dörpfeld-Gymnasiums in Wuppertal. Die fünfzehnjährige Seda Efe befasste sich in ihrer Arbeit mit dem Leben des heute 91jährigen Herbert Cohnen. »Anders, weil er anders zu sein hat?« lautet das Thema ihrer Arbeit. In der NS-Zeit galt er als anders, weil er ein sogenannter »Mischling« war, jemand mit einem jüdischen Elternteil und weil er aufgrund einer Erkrankung an Polio (Kinderlähmung) bleibende körperliche Einschränkungen hatte. Damit galt er in der NS-Zeit als doppelt anders. Doch die junge Autorin übertrug sein Anderssein auch auf die heutige Zeit. Ausgrenzung ist immer noch ein Problem in der Gesellschaft, schreibt sie. Deshalb hat sie das »Anderssein« Herbert Cohnens mit dem »Anderssein heute« verglichen.

Gab es in den vergangenen Jahren gelegentlich einen Sonderpreis für eingereichte Projekte, so wurde 2015 erstmals neben dem Margot Spielmann-Preis für Facharbeiten auch ein Margot Spielmann-Preis für Projekte vergeben. Aus den eingereichten Vorschlägen wählte die Jury drei Projekte aus. Ein Preis ging nach Duisburg an das Steinbart-Gymnasiums. Ein weiterer Preis wurde dem Gymnasium Paulinum in Münster zugesprochen. Ein drittes ausgezeichnetes Projekt entstand an der Wolfgang-Borchert-Gesamtschule in Recklinghausen.

Auch im laufenden Jahr können wieder Schülerinnen und Schüler aller Schulformen aus Westfalen und dem Rheinland, ihre Facharbeiten, Wettbewerbsbeiträge, Projekte u.ä., die einen thematischen Bezug zur deutsch-jüdischen bzw. lokalen jüdischen Geschichte und Gegenwart oder zur Religion haben, sich aber auch mit Themen aus der Zeit des Nationalsozialismus befassen können, beim Jüdischen Museum Westfalen einzureichen. Möglich sind auch Arbeiten aus dem Deutschunterricht zu Werken jüdischer Autoren (z.B. Joseph Roth, Franz Kafka etc.), mit jüdischem Inhalt oder aus weiteren Fächern wie Religion, Praktische Philosophie usw. Des Weiteren können auch Gruppenarbeiten und Projekte mit passenden Themenstellungen eingereicht werden. Bei den Gruppenarbeiten und Projekten können sich auch jüngere Schülergruppen beteiligen.

Die eingereichten Arbeiten sollten bitte mit einem kurzen Anschreiben versehen werden, das den Verfasser der Arbeit mit Namen, Adresse, Emailadresse und Schulanschrift sowie Alter und Jahrgangsstufe nennt. Die Arbeiten können auch als PDF-Datei gemailt oder als CD eingereicht werden. Einsendeschluss: 31. Juli 2016. Die Jury wird die Ergebnisse des Wettbewerbs im November in einer »kleinen« Feierstunde im Museum vorstellen und die Preise überreichen.

▪ *Thomas Ridder*

Für Nachfragen und Auskünfte
wenden Sie sich bitte
an Thomas Ridder
Tel. 0 23 62–95 14 31
ridder@jmw-dorsten.de

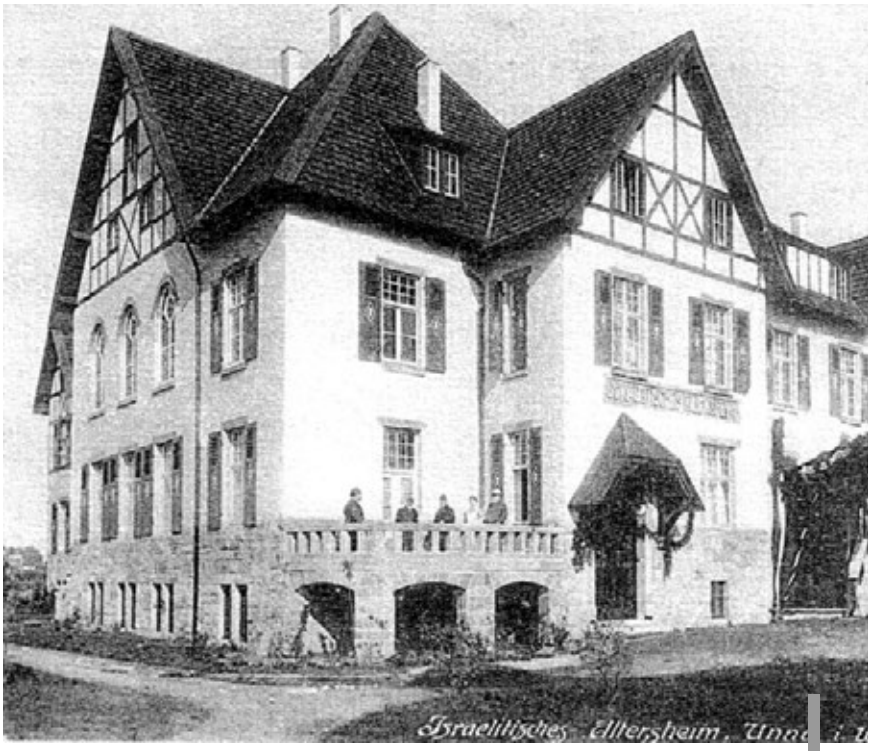
Das Israelitische Altersheim für Westfalen (1905–1942)

Von 1905 bis 1942 gab es in Unna ein Altersheim für Menschen mit jüdischem Glauben. Die Idee für dieses Projekt wurde am 7. Gemeindetag der Synagogengemeinden in Westfalen in Münster von den Gemeinden aus Neukirchen und Rietberg vorgeschlagen. Man war sich schnell einig, dass es dieses Altersheim nicht nur für die beiden Gemeinden, sondern für die gesamte Provinz Westfalen geben sollte.

Am 17. Juni 1900 wurde in Witten der Verein »Israelitisches Altersheim für Westfalen« gegründet, um »zu einem Werke edelster Menschenliebe« ein »jüdisches Asyl für Kranke und Altersschwache in Westfalen« zu errichten. Durch Spenden aus den Gemeinden kamen 145.000 Mark zusammen. Der Verein erwarb mit diesem Geld zunächst ein 3 ha großes Grundstück an der Düppelstrasse (heute Mühlenstrasse) in Unna.

Nach einem Preisausschreiben wurde der Bochumer Architekt Heinrich Robert mit dem Bau des Gebäudes beauftragt. Nachdem im März mit den Bauarbeiten begonnen wurde, wurde am 29. Mai 1904 um 12 Uhr der Grundstein gelegt. Die Arbeiten schritten schnell voran, so dass das Gebäude am 9. Juli 1905 eingeweiht werden konnte.

In der örtlichen Zeitung erschien schon am 18. Juni ein Bericht über die Fertigstellung des Heimes, woraus hervorging, »dass die Erwartungen, die man an den Bau gestellt hatte, nach allseitigem Urteil weit übertroffen sind, und der Plan sich in architektonischer wie praktischer Hinsicht vollauf bewährt hat. Auch vom Innern kann gesagt werden, dass es äußerst zweckmäßig und praktisch ist und ein beharkliches Heim für die Pfleglinge abgeben wird. Den Abschluss in der äußeren Gestaltung bilden die gärtnerischen Anlagen, die nach dem Entwurf eines Unnaer Gartenkünstlers ausgeführt sind. Die gesamte zur Verfügung stehende Fläche beträgt 8500 qm, die Wege allein nehmen 1000 qm ein. Die ganze Anlage ist in waldartigem Charakter gedacht; die Fläche vor dem Asyl ist mehr als Ziergarten ausgebildet.«



Postkarte mit der Ansicht des Israelitischen Altersheimes für Westfalen ca. 1907

Bereits vor der offiziellen Eröffnung hatten die ersten neun Bewohner, unter anderem ein 80-jähriges Ehepaar, das Heim bezogen. Zum selben Zeitpunkt kam auch das Pflege und Küchenpersonal und die erste Oberin, Frau Henriette Karpes, die das Heim bis zu ihrem Ruhestand 1932 leitete.

Anfangs wurde das Heim weniger frequentiert als zunächst erwartet. So lebten 1907 außer dem Hauspersonal erst 16 ältere Menschen dort. In den Jahren 1913/1914 stieg die Anzahl an Bewohner vorübergehend sprunghaft an, da der Verein Israelitisches Altersheim in Unna sich bereit erklärte, zehn Betten für Kriegsverwundete zur Verfügung zu stellen. Die Verwundeten wurden damals von der Oberin persönlich gepflegt. Im Adressbuch von 1930 waren 42 Bewohner namentlich verzeichnet, wobei es sich inzwischen auch um jüngere, nicht pflegebedürftige Mitbewohner, die wohlhabend waren, handelte. Aufgrund der steigenden Nachfrage nach Pflegeplätzen in dem Altersheim war bereits im Juli 1914 über die Planung und den Bau eines Erweiterungshauses nachgedacht worden.

Neben dem Wohnraum gab es in dem Gebäude einen Betraum, der auch als Synagoge genutzt wurde. So war das Altersheim auch ein religiöser Mittelpunkt der jüdischen Gemeinde und es wurden wichtige Feste dort gefeiert. Aus einem Bericht über einen Sederabend aus dem Jahr 1935 geht hervor, wie luxuriös und modern – für damalige Verhältnisse – das Haus eingerichtet war. Darin steht, dass in allen Zimmern bunte Vorhänge hingen, dass der Essenssaal

Gräberfeld des Israelitischen Altersheimes auf dem jüdischen Friedhof in Unna

mit schönen Blumen dekoriert war und dass es elektrische Waschmaschinen gab. Außerdem erfährt man, dass die Oberin, die 44-jährige Charlotte Pinkowitz, die Vorlieben jedes einzelnen Bewohners persönlich kannte und genau wusste wer z.B. wie viele Matzenknödel aß. Auch der Betraum wird als »stimmungsvolle Miniatursynagoge mit bunten Fenstern« beschrieben.

Natürlich gab es im Altersheim auch Menschen, die die letzten Stunden ihres Lebens dort verbrachten. In diesem Zusammenhang hatte das Haus zwei eigene Grabfelder auf dem jüdischen Friedhof, auf dem verstorbene Bewohner beerdigt wurden. Diese beiden Teile des Friedhofs kann man heute noch gut identifizieren. Alle Verstorbenen des Altersheims erhielten dort einen einheitlichen Grabstein, für den der Verein aufkam. So fand eine größere Zahl Bewohner des Israelitischen Altersheims ihre letzte Ruhestätte auf dem jüdischem Friedhof in Unna.

Nachdem die Nationalsozialisten die Regierung im Deutschen Reich übernommen hatten, begann sich die Lage der Juden in Unna – und so auch die der Bewohner des Israelitischen Altersheimes für Westfalen – leider zunehmend zu verschlechtern. Die Bewohner des Heimes lebten zunehmend isoliert. Sie durften keine Zeitungen mehr erhalten, und Radios wurden aus dem Heim entfernt. Ab dem 1. September 1941 mussten auch die Bewohner im Israelitischen Altersheim den »Judenstern« tragen. Dies kennzeichnete sie öffentlich als Personen, mit denen »arische« Bürger keinen Kontakt pflegen sollten.

Im Laufe der Zeit war die Anzahl an Bewohnern auf mehr als das Doppelte der eigentlich geplanten Belegungszahl angewachsen, wobei die Neuzugänge teilweise auch aus größerer Entfernung (z.B. aus Eichstetten in der Nähe von Freiburg) anreisten. Sie hofften vielleicht, hier sicherer zu sein als an ihren ursprünglichen Wohnorten. Im September im Jahr 1939 wurde der »Verein des Israelitischen Altersheims« an den Verein »Reichsvereinigung der Juden in Deutschland« zwangsweise angeschlossen.

Im Sommer 1941 mussten sich die Bewohner des Altersheims zum zweiten Mal in das Altersheim einkaufen und ihr gesamtes Vermögen in so genannten Heimeinkaufsverträgen abgeben. Das Geld ging an die »Reichsvereinigung der Juden in Deutschland« über, und somit konnten die Juden selber nicht mehr über dieses Geld verfügen. Nachdem die Bewohner des Israelitischen Altersheimes diese erneute Aufnahmegebühr bezahlt hatten, planten die Nationalsozialisten, in dem Altersheim eine Ausbildungsstätte für Lehrer einzurichten. Die Bewohner sollten gegebenenfalls unter Anwen-

Gruppenbild der Bewohner des Israelitischen Altersheimes mit Oberin, Frau Henriette Karpes, ca. 1907/1908

dung von Zwang aus dem Gebäude entfernt und in Baracken auf dem Gelände untergebracht werden.

Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Im Laufe des Jahres 1942 meldeten sich einige Bewohner des Heimes ab, weil sie sich an ihrem ursprünglichen Heimatort für die Deportation einfinden mussten. Am 28. April 1942 wurden die ersten Bewohner des Altersheimes in einem Sammeltransport in das Ghetto nach Zamosc in Polen gebracht. Nachdem die ersten Bewohner nach Polen gebracht worden waren, folgte Mitte Juli 1942 das Anschreiben, dass das Haus geschlossen werden sollte.

Am 30. Juli 1942 wurden dann 60 Bewohner des Israelitischen Altersheimes mit einem weiteren Transport mit fast 1000 anderen Juden aus dem Bezirk Arnsberg in das Protektorat Böhmen in das »Reichsaltersheim« in Theresienstadt gebracht. Für die Fahrt mit der Bahn mussten die Juden 50 Reichsmark an die SS (Schutzstaffel der NSDAP) oder die SA bezahlen. So mussten sie die Fahrt selbst bezahlen, um an einen Ort zu kommen, an den sie gar nichtwollten und wo sie der Tod erwartete. Jeder durfte nur einen kleinen Koffer mit eigenen Sachen mitnehmen.

Am 30. Juli 1942 sind nur sechs bettlägerige Bewohner und eine Mutter mit ihren beiden Töchtern, die zwar nicht im Altersheim wohnten (sondern in einem kleinen Haus neben dem ehemaligen Synagogengebäude in der Stadt), aber die die restlichen Bewohner pflegen sollten, zurückgeblieben. Diese verbliebenen, alten Leute wurden am 22. August 1942 in das Alten- und Siechenheim Wickenkamp (neben dem Arbeitslager Schlosshof) in Bielefeld gebracht. Die drei Personen, die diese älteren Menschen pflegten, mussten ihnen fünf Tage später (am 27.08.1942) folgen. Mit ihnen verließen die letzten jüdischen Mitbürger die Stadt Unna.

Zwei beispielhafte Grabsteine von Bewohnern des Israelitischen Altersheimes mit charakteristischer Randkontur.

▪ *Julian Wirtz*

Julian Wirtz, Schüler (damals der 8. Klasse) des Pestalozzi-Gymnasiums in Unna, gewann mit einer Arbeit über das Thema dieses Kurzbeitrags einen 2. Preis beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2015.

Zerstörte Olympia-Träume: Gretel Bergmann (*1914)

Als 1936 die Olympischen Sommerspiele in Berlin stattfanden, durfte eine herausragende Sportlerin ihrer Zeit nur zuschauen. Der Hochspringerin Gretel Bergmann war aufgrund ihrer jüdischen Herkunft kurz vor Beginn der Spiele die Teilnahme verboten worden. Offiziell hieß es, sie könne aufgrund einer Verletzung nicht an den Start gehen.

Gretel Bergmann wurde im April 1914 in Laupheim als Tochter jüdischer Eltern geboren. Sie verlebte ihre Kindheit in der Kleinstadt in Oberschwaben, ging dort zur Schule und trat dem örtlichen Leichtathletikverein bei. Früh wurde hier ihr Talent für den Hochsprung entdeckt, und sie spezialisierte sich schon bald auf diese Disziplin. Um ihre sportliche Entwicklung zu fördern, wechselte sie 1930 zum besser aufgestellten Privatturnverein Ulmer FV. Bereits ein Jahr später gelang ihr bei den Süddeutschen Meisterschaften im Hochsprung die Verbesserung des deutschen Rekords auf 1,51 m, und es folgten weitere Siege bei unterschiedlichen Sportveranstaltungen. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 und die damit einhergehenden antisemitischen Maßnahmen wirkten sich jedoch schon bald auf bestehende Sportvereine und deren Mitglieder aus: Gretel Bergmann wurde im April 1933 als Jüdin aus ihrem Verein ausgeschlossen, was sie dazu bewog, alleine nach Großbritannien auszuwandern.

Hier setzte sie ihre sportliche Karriere fort und nahm unter anderem im Juni 1934 an den britischen Meisterschaften teil. Wiederum war sie hier im Hochsprung siegreich und konnte ihre persönliche Bestleistung auf 1,55 m steigern. Den Nationalsozialisten waren Bergmanns sportliche Erfolge im Ausland ein Dorn im Auge, weshalb sie sie unter Androhung von Repressalien gegenüber ihrer Familie zur Rückkehr ins Deutsche Reich zwangen. Sie forderten sie auf, für die anstehenden Olympischen Sommerspiele zu trainieren und ihr Land bei diesen zu vertreten. Vorausgegangen war dieser Forderung vermutlich die Boykottdrohung des amerikanischen Teams, das sich aktiv für die Teilnahme jüdischer Sportler an den Spielen einsetzte, und der Wunsch der nationalsozialistischen Regierung, im Ausland das Bild eines toleranten Staates möglichst lang aufrechthalten zu können. Im Rückblick erscheint es so, als habe Bergmann die Pläne der Nationalsozialisten schnell durchschaut, wie sie in einem Spiegel-Interview erzählte: »Ich habe mich während der Vorbereitung jeden Tag gefragt: Wie werden sie mich stoppen? Werden sie mir ein Bein brechen? Werden sie mich ermorden? Dann verstand ich, was sie vorhatten, und als ich wusste, worum es ging, wusste ich auch, dass ich keine Chance hatte und mir andererseits keine Sorgen um mein Leben machen musste.«

Foto Gretel Bergmann, USHMM Collection

Zurück in Deutschland wurde Bergmann dann auch mit allen Einschränkungen konfrontiert, die jüdische Sportler bislang hatten erleiden müssen, und es wurde keine Ausnahme für sie gemacht: Kein Sportverein durfte sie als Mitglied aufnehmen, weshalb ihr der Zugang zu Trainingsanlagen weitgehend versperrt blieb. Schließlich fand sie zwar einen Sportplatz in Stuttgart, auf dem sie trainieren konnte, aber dieser reichte keineswegs aus, um sie auf die Teilnahme an Olympischen Spielen vorzubereiten oder ein vergleichbares Niveau in internationaler Hinsicht zu erlangen. Mit diesem Argument wurde schließlich auch zwei Wochen vor Beginn der Spiele ihre Nichtberücksichtigung bei der Nominierung für Olympia legitimiert, die die NS-Regierung von Anfang an zu verhindern versucht hatte. Reichssportführer und -kommissar Hans von Tschammer und Osten (1887-1943) informierte Bergmann über die Entscheidung und schrieb »Sie werden aufgrund der in letzter Zeit gezeigten Leistungen wohl selbst nicht mit einer Aufstellung gerechnet haben.« In einem Interview mit der Welt anlässlich ihres 100. Geburtstags 2014 brachte Bergmann zum Ausdruck: »Die Zeit war das schlimmste Kapitel meines Lebens.« Dabei hatte Bergmann im Vorfeld von Olympia 1936 sogar noch die Württembergische Meisterschaft gewinnen können, an der sie als Jüdin noch hatte teilnehmen dürfen, und dabei den deutschen Rekord von 1,60 m eingestellt. »Das war das Größte. Ich als Jüdin besiegte die Nazis. Was für ein wundervolles Gefühl. Dadurch wurde ich berühmt. Jeder in Deutschland kannte mich plötzlich«, blickte Bergmann später auf die Ereignisse zurück. Die Nationalsozialisten erklärten diesen Sieg allerdings schon kurze Zeit später für nichtig.

Bergmann reagierte auf die Zerstörung ihrer sportlichen Ambitionen und die zunehmenden antijüdischen Maßnahmen, indem sie 1937 in die USA emigrierte. Noch im selben Jahr

Fortsetzung auf Seite 25…

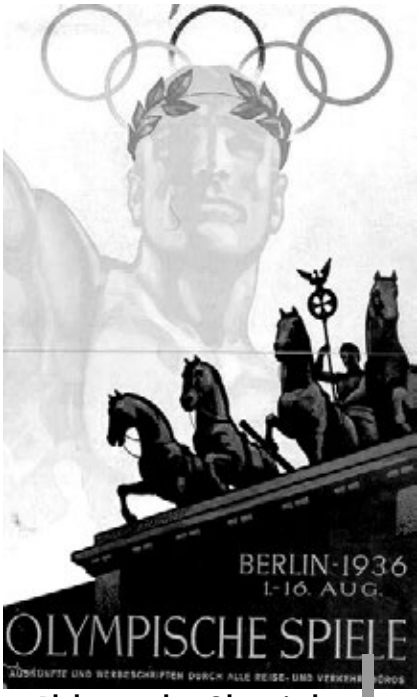
1936 – Olympische Sommerspiele in Berlin

Im August vor 80 Jahren fanden in Berlin die Olympischen Sommerspiele statt, die vom nationalsozialistischen Regime zu einem Propagandaspektakel gemacht wurden, das zum Ziel hatte, das Deutsche Reich als tolerant und weltoffen im Ausland zu präsentieren. Die Strategie war erfolgreich, und die Spiele der XI. Olympiade gingen letztlich sogar mit einem Teilnehmer- und Besucherrekord zu Ende.

Bereits 1916 hätten die Olympischen Spiele eigentlich in Berlin stattfinden sollen. Inmitten des Ersten Weltkriegs fielen sie jedoch aus, und an den folgenden Spielen 1920 und 1924 durfte das Deutsche Reich als Kriegsverursacher nicht teilnehmen. In den nächsten Jahren bemühte sich die Führung der Weimarer Republik um Wiederaufnahme in die Olympische Gemeinschaft und um einen erneuten Zuschlag für Berlin als Austragungsort. Dieser erfolgte schließlich 1931 und wurde 1935 noch einmal bestätigt, nachdem insbesondere die USA nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und dem Erlass der Nürnberger Gesetze mit immenser Kritik reagiert und mit Boykott gedroht hatten. Schon früh hatten die USA Zweifel an der Chancengleichheit aller Teilnehmer geäußert und die antijüdischen Maßnahmen des Regimes verurteilt. Dennoch entschlossen sie sich letztlich zur Partizipation an den Spielen und 48 weitere Nationen folgten ihrem Beispiel. Nur die Sowjetunion und Spanien sagten ihre Teilnahme ab. Außenpolitisch propagierte die NS-Regierung einen freien Zugang »für alle Rassen und Konfessionen« an den Spielen, innenpolitisch standen die Spiele unter dem Motto »Olympia – eine nationale Aufgabe«. Insbesondere die führenden Köpfe des Regimes hatten wohl das propagandistische Potential von Olympischen Spielen auf deutschem Boden und die Spiele als Möglichkeit zur Aufbesserung des deutschen Images im Ausland erkannt.

Am 1. August wurden die Spiele schließlich feierlich im extra für die Spiele neu gebauten Berliner Olympiastadion auf dem Gebiet des »Reichssportfeldes« durch Adolf Hitler eröffnet. Vorausgegangen war der erste olympische Fackellauf in der Geschichte der Spiele der Neuzeit. An den Spielen, die bis zum 16. August 1936 andauerten, nahmen insgesamt 3961 Athleten teil, die in 129 Wettbewerben um Medaillen kämpften. Als erfolgreichster Athlet der Spiele erwies sich Jesse Owens (1913–1980), US-Amerikaner afroamerikanischer Herkunft, der sowohl die 100 als auch die 200 Meter gewann, mit der 4x100 m-Staffel erfolgreich war und darüber hinaus im Weitsprung triumphierte. Das Publikum, bestehend aus 100.000 Zuschauern, feierte Owens, und auch Hitler wagte keine öffentliche Diskriminierung. Owens besondere Siege werden heute gern als »Triumphe über Hitlers Rassenwahn« bezeichnet. Der deutsche Turner Konrad Frey (1909–1974) errang die meisten Medaillen, dreimal Gold, einmal Silber und zweimal Bronze. Im Florettfechten gewann Helene Mayer (1910–1953) die Silbermedaille. Nach nationalsozialistischen Kriterien war sie durch ihren jüdischen Vater »Halbjüdin« und im deutschen Olympia-Team die einzige Athletin jüdischer Herkunft. Ihrer Teilnahme kam vermutlich eine Alibifunktion zu, mit welcher sich das Regime als tolerant erweisen wollte. Hochspringerin und »Volljüdin« Gretel Bergmann war die Teilnahme an den Spielen im Gegensatz zu Mayer im Vorfeld bereits untersagt worden.

Am Ende der Spiele hatte das Deutsche Reich vor den USA die meisten Medaillen erringen können und stellte 33 Olympiasieger. Zudem profitierte



Plakat zu den Olympischen Spielen 1936, Sammlung DHM Berlin

es wirtschaftlich immens von den Spielen und den hohen Besucherzahlen. Angeblich eine halbe Milliarde Reichsmark sollen als Einnahmen erzielt worden sein. Zudem war es dem Regime gelungen, durch geschickte Propaganda nach außen das Bild eines geeinten Deutschlands zu verbreiten, das geschlossen hinter seinem »Führer« steht und in friedlicher Absicht agiert, ein Bild, welches noch bis 1939 Bestand haben sollte. So beschrieb der französische Botschafter André François-Poncet die Spiele nachträglich mit den folgenden Worten: »Man hatte das Bild eines versöhnten Europas, das seine Streitigkeiten in Wettlauf, Hochsprung, Wurf und Speerwerfen austrug.« Insbesondere der von Regisseurin Leni Riefenstahl in diesem Zusammenhang 1938 fertiggestellte zweiteilige Olympia-Propagandafilm »Fest der Völker« und »Fest der Schönheit« verfestigte diese Wahrnehmung.

▪ *Christina Schröder*

Geschichtsvermittlung mit Gegenwartsbezug?

Ja, aber bitte ohne Instrumentalisierung

Was bleibt? – Von einer Woche Israel mit dem Besuch verschiedener Gedenkstätten und Ausstellungen, von Gesprächen, Diskussionen und einem intensiven Austausch über die Gedenkstättenarbeit in Israel und Deutschland? Es ist mehr, als der Widerspruch zwischen der unglaublichen Vitalität dieses Landes einerseits und der traurigen Perspektive Prof. Dr. Dan Diners andererseits, dass der Nahost-Konflikt nicht zu lösen sei.

Eine Woche lang durfte ich mit dem Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW e.V an einer Delegationsreise nach Israel teilnehmen. Wir besichtigten verschiedene Gedenkstätten und Erinnerungsorte und kamen mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vor Ort ins Gespräch. Hintergrund war eine Absichtserklärung der Ministerpräsidentin Hannelore Kraft zur Stärkung der Zusammenarbeit zwischen dem Land NRW und der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem.

Zunächst besuchten wir zwei Tage Yad Vashem. Die zentrale Holocaust-Gedenkstätte selbst wurde von Dr. Noa Mkayton, der stellvertretenden Leiterin des European Desk, als »autonome jüdische Institution, die zur Prägung der israelischen Erinnerungskultur beiträgt«, vorgestellt. Die Einrichtung wird als Ort der Erinnerung, aber auch Erforschung und Sammlung von Quellen zum Holocaust teilweise von der israelischen Regierung mitfinanziert, agiert aber politisch unabhängig.

Bei einem intensiven Austausch mit dem »German Desk« lernten wir das Bildungsprogramm kennen, dessen Ziel es ist, die Opfer als Individuen darzustellen und die Verfolgungsgeschichte einzubetten in eine Geschichte »davor« und »danach«. Der Holocaust soll von Besuchern und Besucherinnen als etwas Konkretes und Individuelles verstanden werden: Als Katastrophe der Menschheit, also als von Menschen gemachte Geschichte, in der sowohl die Täter, wie die Opfer – aber auch alle anderen – Entscheidungsspielräume hatten. Um das darzustellen und zu verdeutlichen, werden in den Bildungsprogrammen immer wieder Dilemma-Situationen aufgegriffen. Ein Ansatz, der dem unseren gar nicht so fremd ist, wenn man sich unsere Biografie-Studientage oder die Workshops zu Zivilcourage ansieht.

Abgerundet wurde der Austausch von einem Besuch der Museumsausstellung und einem Rundgang über das weitläufige Gelände des Campus, anhand dessen nicht nur der Wandel der Erinnerungskultur in Israel sondern auch die Geschichte der deutsch-israelischen Beziehungen in den Blick genommen wurden.

Weitere Stationen der Reise waren Forschungs- und Lernorte, die im jüdisch-arabischen Austausch Geschichte mit Gegenwartsbezug vermitteln: Das »Massuah Institute for the Study of the Holocaust«, die Bildungs- und Begegnungsstätte Givat Haviva sowie das »Ghetto Fighters‘ House Museum«. Die Einrichtungen verbindet, dass sie auch in der komplizierten politischen Lage nicht aufhören, über Geschichte zu sprechen und zu zeigen, dass zum Verständnis in der Gegenwart immer auch der Austausch über Gemeinsames und Trennendes in der Vergangenheit gehört.

Im Massuah Institute hatte ich die Gelegenheit, unser Bildungsprogramm vorzustellen und mit den Teilnehmenden über gegenwärtige Herausforderungen für die pädagogische Arbeit durch den in Europa wieder wachsenden Antisemitismus zu diskutieren. Wir erfuhren, wie an arabischen Schulen in Israel die Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung vermittelt wird. Gerade angesichts zukünftiger Herausforderungen durch Zuwanderung und die sich ständig ändernde Gesellschaft in Deutschland waren dies interessante Punkte, die wir in unserer Arbeit aufgreifen können.

Bei Abendbesuchen in der deutsch-israelischen Handelskammer und dem Israel-Büro der Friedrich-Ebert-Stif-

tung, einem Stadtrundgang mit Prof. Dr. Moshe Zimmermann und einem Abendessen mit Prof. Dr. Dan Diner hatten die Delegationsmitglieder Gelegenheit, sich mit Expertinnen und Experten über gegenwärtige politische Entwicklungen, aktuelle erinnerungskulturelle Debatten und mögliche Zusammenhänge zwischen den beiden Dimensionen auszutauschen.

Dabei wurde unter den Reiseteilnehmern immer wieder vor dem Hintergrund des Nahostkonflikts der Aktualitätsbezug von Geschichtsvermittlung diskutiert. Ist es ein Widerspruch Geschichte zu vermitteln und gleichzeitig einen Aktualitätsbezug herzustellen? Die Auffassung der Reisenden dazu war gespalten. Einigkeit herrschte aber darüber, dass wir den Holocaust nicht instrumentalisieren dürfen, um aktuelle politische Ereignisse zu besprechen.

Schließlich konnten im Jewish Diaspora Museum in Tel Aviv Anregungen für unsere Dauerausstellung gesammelt werden. Das Museum auf dem Campus der Universität Tel Aviv nimmt die Geschichte jüdischer Gemeinden auf der ganzen Welt seit der babylonischen Zeit bis in die Gegenwart in den Blick. Die Ausstellung arbeitet mit Synagogenmodellen, Video-

Fortsetzung auf Seite 25…

»Wege des Unsichtbaren«.

Yury Kharchenko stellt im Jüdischen Museum Westfalen aus

Im Mai eröffnete das Jüdische Museum Westfalen eine Ausstellung mit Arbeiten des jungen und bereits erfolgreichen Künstlers Yury Kharchenko. Seit zehn Jahren ist er mit seinen Bildern in Gruppen- und Einzelausstellungen in der Öffentlichkeit präsent. Neben öffentlichen Sammlungen und Museen wie dem Museum Kunstpalast in Düsseldorf, der Sammlung Kunst aus NRW in Aachen, dem Felix-Nussbaum-Haus in Osnabrück und auch dem Jüdischen Museum Westfalen haben viele seiner Arbeiten auch Eingang in wichtige private Sammlungen gefunden und wurden von renommierten Magazinen oder Zeitungen wie der New York Times Style Magazine oder Tagesspiegel gewürdigt. Zu seinen wichtigen Ausstellungsorten zählen unter anderem die Förderkoje Art Cologne, Clara Maria Sels Galerie Düsseldorf, Jerusalem Artists House, Kunstraum Kreuzberg/Bethanien, Berlin und das Bonnefanten Museum Roermond.

Yury Kharchenko, 1986 in Moskau geboren, studierte von 2004 bis 2008 an der renommierten Kunstakademie in Düsseldorf. Zuvor hatte er schon Erfahrungen bei dem in Dortmund lebenden russischen Maler Vilen Barsky gesammelt. Seine künstlerische Ausbildung erweiterte Yury Kharchenko mit wissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Studien, auch unter Einbeziehung jüdischer Denkeinflüsse in der Postmoderne an der Universität Potsdam. Yury Kharchenko lebt und arbeitet in Berlin und in NRW.

Den Bildern von Yury Kharchenko liegt zweifelsohne eine Virtuosität mit Malerkenntnissen zugrunde. »Seine Arbeiten sind in ihrer Stofflichkeit und ihrem Farbempfinden reizvoll, sie stimulieren die Sinne und wecken im Betrachter starke Gefühle«, so Kay Heymer, Leiter der Moderne im Museum Kunstpalast, Düsseldorf. Sie fallen wegen ihrer kräftigen Farben auf und entführen in scheinbar magische und dynamisch-atmosphärische Welten. Diese Wirkung erzielt Yury Kharchenko nicht nur durch das pastose Arbeiten mit der Farbe, aber auch durch herausfordernd eingesetzte liquide Technik, die durch Widersprüche und Offenheiten der Gesten, das Spannungsverhältnis einer Atmosphäre konstruieren.

Häufig bildet Kharchenko in seinen Bildern auch Gegensatzpaare ab wie »Licht und Schatten« oder »Innen und Außen«. In der Farbwahl und der Lichtgestaltung fühlt sich der Betrachter dabei an Traumzustände erinnert, in denen die Konturen verschwinden. Komplexe Farbschichten und Übermalungen formen eine beinahe rätselhafte Tiefe, die doch viel Raum für Eigeninterpretation darbieten.

Die Malerei von Yury Kharchenko ist sowohl gegenstandslos als auch gegenständlich zugleich. Zu sehen sind einfache Formen wie Häuser und Fenster sowie Silhouetten von Figuren, die sich hinter Farbvorhängen und gitterförmigen Linien verbergen. Die farbintensiven Bilder laden den Betrachter zu einer intensiven Beobachtung ein. Es braucht schon etwas Zeit, bis sich ein Bild in allen seinen Nuancen erschließt. Das subtile Spiel mit Licht, Farbe und Form versucht, den Betrachter in eine ihm fremde und doch nahe Welt hinzulocken. Trotz seines noch jungen Alters hat Yury Kharchenko bereits eine eigene Erkenntnis in der Malerei erarbeitet. Der Besucher darf schon jetzt gespannt sein, auf das, was ihm im Jüdischen Museum Westfalen geboten werden wird.

▪ *Thomas Ridder*

Die Ausstellung ist in Dorsten vom 22. Mai bis zum 21. August 2016 zu sehen. Mehr zum Künstler: ***www.yury-kharchenko.com***

Die Hochzeit der Chani Kaufman

Es wird Sommer, Mai, Juni, Juli, bald finden überall Hochzeiten statt, sorgfältig geplant, von kreativen Eventmanagern organisiert, die Wahl des Brautkleids erfordert Monate, die des Festmenüs Tage, die Friseurin hat stundenlang zu tun. Und dann wird nach dem Ja-Wort das möglicherweise schon langfristige schlamperte Verhältnis zu einer konventionellen Ehe.

Für Chani und Baruch sieht das völlig anders aus, nicht etwa, weil ihre Hochzeit für den November terminiert ist. Sie haben sich dreimal gesehen, ein paarmal miteinander telefoniert, sich noch nie berührt. Das Brautkleid, seit Generationen vielfach getragen, verschwitzt und brüchig, aber bedeutet Chani die »Chance, dem ewig währenden Chaos ihres Elternhauses zu entfliehen«, Baruch zieht ihr mit zitternden Händen den Schleier über das Gesicht. So beginnt Die Hochzeit der Chani Kaufmann, so füllt sie Kapitel um Kapitel, immer von den wichtigen Fragen getrieben: Was wird geschehen? Was bringt die Hochzeitsnacht, was die Ehe? Denn: »In ihrer Welt verliebten sich die Menschen nicht. Sie wurden in die Ehe begleitet. Sie trafen sich, sie heirateten, und dann bekamen sie Kinder. Und irgendwann, unterdessen, lernten sie sich kennen. Und wenn sie Glück hatten, bedachte HaSchem sie mit einem Lächeln, und sie lernten, einander zu lieben.«

Der erste Roman von Eve Harris, Tochter polnisch-israelischer Eltern, gestaltet, so die Jüdische Allgemeine, das »Lieben im Schtetl«, in den orthodoxen Gemeinden Londons, und erschließt den Lesern, den meisten zumindest, eine unbekannte, befremdliche, verstörende Welt mit ihren Regeln und Ritualen, vom Anlegen der Tefillin bis zur Schabbesfeier, von den Kaschrut bis zur Trauerzeit, von den komplizierten Spezifika des ehelichen Lebens, im Zentrum immer die Hochzeitsbräuche.

Chani, neunzehn Jahre alt, hübsch und eigenwillig und deshalb für den jüdisch orthodoxen Heiratsmarkt ein schwieriger Fall, begreift die Hochzeit mit dem nur ein Jahr älteren Baruch als Möglichkeit, aus ihrem Leben »unter einer Glasglocke« auszubrechen. Schließlich wohnt sie mit sieben Schwestern und entsprechend überforderten Eltern zusammen, die Mutter wie »eine Fremde, die ohne Pause stillte, beruhigte, tätschelte oder fütterte«, immer aber auch auf der Suche nach passenden Ehemännern für die Töchter. Diese Arbeit nimmt Chani ihr ab, eher noch der zukünftige Schwiegersohn, der, nachdem er Chani einmal gesehen hat, sie nicht mehr vergessen kann. Die oder keine, ist sein Entschluss, dem sich schließlich auch die ehrgeizige Mutter und das nimmermüde Schadchen – die jüdische Ehestifterin, einschlägigen Diensten des World Wide Web allenfalls punktuell vergleichbar – beugen müssen. Dann tauscht er seine Kippa gegen eine Baseballkappe und streift, »so verloren wie Moses in der Wüste«, durch die Bibliotheken, wo er mit wachsender Verzweiflung Sexratgeber aus den Regalen zieht, bis die so selbstsicher anmutende Erwählte ihm gesteht, wie er von Angst und Unsicherheit erfüllt zu sein. Das ist vielleicht eine Basis. Vielleicht.

Die Stunden der Hochzeitsfeier, die Tage ihrer Vorbereitung dehnen sich zur Unendlichkeit. Das gibt der Autorin die Gelegenheit, mit Ausgriffen in die Vergangenheit weitere Paare in den Blick zu nehmen. Rabbi Chaim Zilberman und seine Frau Rebecca, die Rebbetzin, haben sich in Jerusalem kennengelernt, wo der junge Student immer konservativer wird und von der Partnerin erwartet, dass sie sich anpasst, Jeans gegen lange Röcke austauscht und ihr Haar unter Perücken versteckt. »Die Rebbetzin dachte wehmütig an all die Schuhe, die sie früher getragen hatte. Die lasterhaften Pikes mit ihren glänzenden Silberschnallen; rote Lackpumps, in denen sie kaum gehen konnte; freche gelbe Turnschuhe mit neongrünen Schnürsenkeln, Flipflops und kippelige Korkplateaus.« Die Sehnsucht nach dem früheren Leben ist geblieben, und als der Gatte angesichts der Fehlgeburt seiner Frau zuerst nach hilfreichen Worten der Weisen sucht und anschließend nach der Perücke, um den Nachbarn den Anblick des unbedeckten Haars zu verwehren, schlägt die Stimmung »der mustergültigen Rabbiner-Frau« von Trauer in Wut um. Das Radfahren hat der Mann ihr verboten, den Fernseher weggeschlossen, ein Gespräch über den tödlichen Unfall des kleinen Erstgeborenen immer verweigert, nun erkennt sie: »Es gab die Oberfläche, an der sie all die Dinge tat und sagte, die von ihr erwartet wurden. Doch darunter tobte ein Tumult, den sie nicht länger ignorieren konnte.« Dass sie dem älteren Sohn die Beziehung zu einer »milchkaffeebraunen« Goje ausreden muss, zwingt sie endgültig zu einer Entscheidung: Sie verlässt die Familie und zieht in ein Hotel, mischt sich in »die sonntägliche Menschenmenge«, und »dann wurde ihre Gestalt langsam kleiner, bis sie schließlich in der Ferne verschwamm, ein Teil der Menge, auf dem Weg in die Freiheit«.

Das ist der letzte Satz des Romans, von dem Wörtchen »Freiheit« abgesehen ein doch eher deprimierender Schluss. Zwei unglückliche Ehen der Elternpaare, ein gewaltsamer Bruch einer eigentlich hoffnungsvollen Multikulti-Beziehung, eine Hochzeit, die der Chani Kaufman nämlich, mit ungewissem Ausgang, da bleibt einem das

Fortsetzung auf Seite 21...

25 Jahre im Jüdischen Museum

Thomas Ridder

Mit dem Spruch »Westfalia non cantat« präsentiert er sich oft als trockener Westfale, spottlustige Vereinsmitglieder titulieren ihn gern als »Herrn Oberkurator«, in seinem Arbeitsvertrag steht »wissenschaftlicher Mitarbeiter«, wenn irgendwo ein PC abstürzt, wird er immer gerufen, er ist Historiker und Experte für so etwas Apartes wie »jüdische Sepulkralkultur«, er produziert Texte, Ausstellungen, Internetseiten und Vorträge, er macht Führungen und konzipiert Studientage, kennt sich mit Passepartouts, konservatorischen Fragen, gefälschten Judaica und auch mit Leuchtmitteln aus, betreut studentische und Schüler-Praktikant/innen, beherrscht als Einziger wirklich ausgefuchst die Sammlungs-Software und den elektronischen Bibliotheks-Katalog.

In skeptischen Minuten sagt er: »Ich habe hier als erster allein gesessen und werde als letzter allein hier sitzen.« (Danach sieht es derzeit nicht aus...) Thomas Ridder ist seit März 1991 für das Museum tätig (ganz Aufmerksame rufen hier dazwischen: »Also vor der Eröffnung!«) und wird es noch lange sein. Eine schwierige Rolle: dessen nämlich, der immer schon da war und daher im Zweifelsfalle für alles zuständig ist. Im genannten Zeitraum hat er u.a. im Team drei Dauerausstellungen konzipiert und realisiert, zwei Wanderausstellungen allein erarbeitet und an zwei weiteren intensiv mitgearbeitet sowie (eine vorsichtige Schätzung!) mehr als 50 Wechselausstellungen erdacht, aufgefunden, organisiert, oft transportiert, immer aufgebaut, abgebaut. Der jährliche Jugendgeschichtspreis – inzwischen »Margot-Spielmann-Preis« genannt – war seine Idee und ist sein Herzensprojekt. Zwei Ausstellungskataloge, unzählige Schalom-Artikel, die Redaktion von Audiostationen wollen wir hier ebenso wenig erwähnen wie die turbulente Konjunktur von Kurzzeit-Projekten, die seine Stelle im Wechsel der Zeiten finanziert haben. Nebenbei soll er dem Vernehmen nach auch noch andernorts forschen, Heimatvereine betreuen, Rettungssanitäter und den Nikolaus spielen …

Ist die Metapher der »zentralen Stützkonserve« zu schnoddrig-ironisch? Danke, Herr Ridder!

▪ *Norbert Reichling*

Fortsetzung von Seite 20…

»Mazel tov« schon im Halse stecken!

Aber Chani hat ihre Rolle verstanden: »Eine Frau muss unter anderem tugendhaft sein, bescheiden, fleißig und natürlich pflichtbewusst.« Gleichzeitig erhofft sie sich »die echte Welt. Ich glaube, man kann fromm sein und trotzdem darin leben. Nun, zumindest so dicht dran, wie es mir möglich ist.« Mit Baruch könnte es gelingen. Gut, die Hochzeitsnacht ist nicht so recht geraten, hat aber beiden die Einsicht gebracht, sich Zeit zu lassen, nichts zu überstürzen und die Leute reden zu lassen. »Wir müssen wir selbst bleiben und das tun, was richtig für uns ist.« Insofern kann Chani bilanzieren: »Die Ehe wurde von Minute zu Minute besser.« Dann eben doch: Mazel tov!

Segenswünsche gelten auch der Autorin, die sich mit viel Feingefühl ihrer Erzählfiguren angenommen hat. Indem sie für fiktive Personen das Leben und Lieben in den Grenzen von Glaube und Religion gestaltet, erwirkt sie beim Leser Verständnis für Chanis Position. »Die Menschen, in deren Mitte sie lebte, waren von einem weichen, tröstlichen Mantel der Konformität umgeben. Niemand schien gegen die Regeln zu verstoßen. Stattdessen machten sie das, was ihre Nachbarn taten, und hofften auf Wohlwollen, besonders natürlich von HaSchem. Doch ab und zu wurde dieser still ruhende See von etwas Dunklem und Unerwünschtem aufgewühlt, das sich unter der Oberfläche wand und krümmte.« Natürlich gilt die Sympathie – von Verfasserin wie Lesern – den Menschen, die ihr Leben im Rahmen des Möglichen selbst in die Hand nehmen. Und, ebenso natürlich, verfügt Eve Harris über genügend Wortwitz und britischen Humor, der es den nicht jüdischen Lesern erleichtert, sich auf eine fremde Welt einzulassen. Dass die Autorin gerne auf hebräische und jiddische Ausdrücke zurückgreift, mag zwar bisweilen den Lesefluss hemmen (weil die Gojim im Glossar nachschauen müssen), schafft aber zusätzlich Authentizität. Und die braucht es auch, wenn man erfahren möchte: Wie geht orthodoxes Leben? Warum das Bad in der Mikwe, warum die biedere Kleidung nebst Scheitel, warum eine Lebensführung, die den Geboten Gottes und dem Gerede der Nachbarn gleichermaßen genügen muss, warum die Entscheidung für die Gemeinde und gegen den einzelnen Menschen? Eve Harris lässt die von ihr erdachten Menschen auf solche Fragen antworten, jeden anders und mit je anderen Konsequenzen. Die Verwunderung bleibt, vielleicht ist ein Verständnis gewachsen. Vielleicht.

▪ *Reinildis Hartmann*

Eve Harris, Die Hochzeit der Chani Kaufman. Roman. Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt. Taschenbuchausgabe: Diogenes 2015, € 16,00.

Es war einmal… eine Judengasse

Frankfurter Museum Judengasse wiedereröffnet

Wird in den Stadtzentren Kölns, Triers oder gar Roms, sofern überhaupt noch möglich, ein Bauvorhaben gestartet, ist Vorsicht geboten: In aller Regel finden sich antike Relikte und erzwingen den Abzug von Bagger und Co. In dem vergleichsweise jungen Frankfurt am Main war dergleichen

nicht zu befürchten, als die Stadtwerke 1987 am Börneplatz mit den Arbeiten für ein Kundenzentrum begannen. Dann aber, o Schreck, zeigten sich die inzwischen wohl vergessenen Reste der ehemaligen Judengasse, Fundamente von 19 Häusern und zwei Mikwen. Zuerst sollten die Funde wissenschaftlich dokumentiert und danach abgeräumt werden, dann aber beschloss die Stadt nach monatelangen Auseinandersetzungen, einen Teil der Ausgrabungen zu erhalten; sie wurden zwar abgetragen, aber nach Fertigstellung des Neubaus am originalen Ort wieder aufgebaut: Ein umständliches, aber erfolgreiches Verfahren, das 1992 zur Eröffnung des Museums Judengasse führte. Während das Jüdische Museum im Rothschildpalais wegen umfangreicher Bauarbeiten bis 2018 geschlossen bleibt, ist die Dependance am Börneplatz nach Neugestaltung und Erweiterung der Sammlung seit März 2016 wiedereröffnet.

Die Frankfurter Juden hatten ursprünglich nahe dem Dom gewohnt, 1460 verpflichtete sie der Rat zum Umzug. An der Stadtmauer entstand seit 1460 die Judengasse, anfangs lebten ca. 200 Personen in zwanzig Häusern. Als Mitte des 16. Jahrhunderts viele aus süddeutschen Städten vertriebene Juden eine neue Bleibe in Frankfurt fanden, hatte die Stadt am Main plötzlich die größte jüdische Gemeinde in Deutschland, und die Judengasse wuchs auf 195 Häuser mit 27.000 Bewohnern. 1711 erzwang ein Großbrand den Neubau fast aller Häuser. Christliche Bauleute arbeiteten nach den Entwürfen der jüdischen Bewohner. Zeitgenössische Abbildungen und spätere fotografische Aufnahmen zeigen eine schmale

Straße, etwa 300 m lang, 3 bis 4 m breit, mit Toren, die nachts und an christlichen Feiertagen geschlossen wurde, im Osten durch die Ghettomauer, im Westen durch die staufische Stadtmauer begrenzt.

Die fünf in ihren Grundmauern erhaltenen Häuser stammen aus der östlichen Straßenzeile: das »Warme Bad« mit dem Brunnen für die Trinkwasserversorgung, das »Steinerne Haus« – dem Namen zufolge das einzige Haus aus Stein inmitten der Fachwerkhäuser –, vor dem Brand die Mikwe, deren Stufen erhalten sind, nach 1717 Haus des kaiserlichen Hoffaktors Oppenheimer mit einem Ritualbad für den Hausgebrauch, der »Sperber«, der »Rote Widder« und der

»Weiße Widder«, drei schmale Häuser mit einem gemeinsamen Dachstuhl. Gerade sie, jeweils kaum mehr als 2 m breit, dokumentieren die Wohnverhältnisse der Mittel- und Unterschicht. Wenn sich eine kleine Besuchergruppe zwischen den Mauern zusammenfindet, spiegelt sie kurzzeitig die drangvolle Enge der damaligen Räume, die immerhin, bis zu 20 m lang, bis an die Ghettomauer heranreichten. 1703 hausten im »Sperber« auf knapp 60 m² zehn Familien mit vierzehn Personen. Dergleichen möchte man sich kaum vorstellen, zumal die Schranknischen in den Wänden daran erinnern, dass hier nicht nur Betten und Tische standen, sondern auch Waren gelagert und zum Verkauf angeboten wurden.

Als die französische Armee 1796 den Nordteil der Gasse zerstörte, brach eine neue Zeit an. Da nun ein Großteil der Häuser unbewohnbar war, erlosch der Ghettozwang faktisch und wurde 1811 auch rechtlich aufgehoben. 1874 bis 1887 erfolgte der Abriss fast aller

Häuser, nur das Stammhaus der Familie Rothschild blieb als Museum erhalten. Fortan entwickelte sich die östliche Innenstadt zum Zentrum des jüdischen Lebens in Frankfurt. Die ehemalige Judengasse wurde in Börnestraße umbenannt, zu Ehren von Ludwig Börne, dem Wegbereiter des Journalismus, in Sonderheit des Feuilletons, der 1786 in der Judengasse als Juda Löw Baruch geboren war. Aus dem Judenmarkt wurde der Börneplatz mit der Großen Synagoge. Sie fiel in der Pogromnacht 1938 wie die anderen Frankfurter Synagogen der Zerstörungswut der NS-Diktatur zum Opfer und der Platz hieß fortan »Dominikanerplatz«, bis er 1978 seinen alten Namen zurückerhielt.

Und an diesem Börneplatz befindet sich das neu eröffnete Museum Judengasse. Der Eingang wurde in die Battonstraße verlegt, so dass der Blick erstmals das Museum, den alten jüdischen Friedhof und die Gedenkstätte für die aus Frankfurt deportierten Juden als ein historisches Ensemble erfasst. Dergleichen gibt es nicht in Köln, in Trier und in Rom schon gar nicht. Ziemlich konkurrenzlos dürfte auch die Tradition der Frankfurter Hauszeichen sein. Die Häuser der Judengasse trugen über den Eingangstüren Schilder, nach 1711 eingemauerte Steine mit figürlichen Darstellungen. Berühmtestes Beispiel ist das viel zitierte Haus »Zum Roten Schild«, dessen Bewohner nach dem Auszug den Hausnamen als Familiennamen fortführten. Viele der Hauszeichen bilden den figürlichen Schmuck der Grabsteine des benachbarten Friedhofs (1272–1828 genutzt); einige der beim Abriss der Häuser geborgenen Zeichen, auf Gittern dargestellt oder in Stein gehauen, zieren die Wände des Museums, in Zusammenschau mit den Resten der Häuser, zu denen sie gehörten. »Bär, Amsel, Einhorn: In der Judengasse haben die Häuser Namen«, verkündet das Plakat zur Wiedereröffnung.

Damit verweist es freilich nur auf einen Teil der Ausstellung. Oberhalb der archäologischen Ausgrabungen repräsentiert eine Vielzahl von Ritual- und Alltagsobjekten jüdisches Leben zur Zeit der Judengasse, verweist auf die Vielfalt der Berufe, auf den Reichtum literarischer Zeugnisse, auf die Beziehungen zwischen Juden und

Christen. Die Ausstellung verdeutlicht, dass die Frankfurter Juden sich nicht als eine isolierte Minderheit hinter Ghettomauern begriffen, sondern intensive Beziehungen mit den christlichen Frankfurtern unterhielten. Dennoch stehen die ‚typisch jüdischen' Gegenstände im Focus, etwa der blütenbesetzte Chanukkaleuchter mit Glöckchen und Tiergestalten (Hauszeichen!) von 1680 oder der um hundert Jahre später entstandene ‚Kollege' mit der Tempelarchitektur oder die Estherrolle aus dem 18. Jahrhundert oder … oder … Wunderbar, geheimnisvoll schimmern Buchseiten und edle Metalle aus dem Halbdunkel hervor, in ihrer Darbietung sowohl diskret als auch technisch perfektioniert aufbereitet. Kleine Kärtchen enthalten lediglich die wichtigsten Daten, während sich auf Knopfdruck das digitale Programm in all seiner Informationsfülle offenbart. Auf die jungen Museumsbesucher warten attraktive ‚Spielgeräte', auch so kann man sich jüdischem Leben nähern.

»Nichts ist von Dauer, nur die Veränderung«: Dieser Satz des unvergleichlichen Ludwig Börne ließe sich auch auf das neu eröffnete Museum Judengasse anwenden, und wenn er es denn mit sich machen lässt, dann nur in positiver Anwendung. Die Veränderungen haben dem Museum Judengasse gut getan, nun sollte es sich eines dauerhaften Erfolgs erfreuen, es muss ja nicht die Ewigkeit sein!

▪ *Reinildis Hartmann*

Fotos: M. Hartmann, Frankfurt/M.

Eine Bibel für ‚unwissende Weiber und Männer': Zenerene

»Europäischer Tag der jüdischen Kultur« am 4. September 2016

Seit 1999 findet jeweils im September europaweit der Aktionstag »Europäischer Tag der jüdischen Kultur« statt, an dem unterschiedliche Institutionen der Bevölkerung die Gelegenheit bieten möchten, verschiedene Aspekte der jüdischen Kultur kennenzulernen. Für dieses Jahr hat man das Thema »Jüdische Sprachen« ausgewählt.

Was wäre in Deutschland naheliegender als die Thematisierung des Jiddischen? – sind doch einige Worte völlig vertraut: Der Ganove hat die Nase voll von ehrlicher Maloche (oder vielleicht ist er Pleite gegangen?) und braucht jemanden, der für ihn Schmiere steht. Vor der Tat wird er einen duften Plan ausbaldowern und mit seiner Ische schmusen, ob der Komplize auch koscher ist … er will doch schließlich nicht im Schlamassel sitzen, ist ja nicht meschugge, wie stände er auch ansonsten vor seiner Mischpoche da?

Mit diesem Beispiel soll aber nicht das alte Vorurteil verstärkt werden, dass das Jiddische eine Gauner- oder Geheimsprache sei. Jiddisch war und ist über Jahrhunderte die Muttersprache (west- und) osteuropäischer Juden; es ist, linguistisch gesagt, eine Mischsprache, die sich u.a. aus deutschen, hebräischen und slawischen Elementen zusammensetzt. Seit dem Mittelalter gibt es in verschiedenen Gattungen eine weitausgeprägte Literaturproduktion in jiddischer Sprache. Bekannt sind z.B. die großen Klassiker der modernen jiddischen Literatur: Mendele Mojcher Sforim (jüngst schrieb Martin Walser über ihn), Scholem Alejchem (Tewje, der Milchmann) oder der Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer.

Am 4.9. soll aber im Dorstener Museum – nach einer Einführung in die Geschichte des Jiddischen – jenes Werk vorgestellt, das mit über 200 (!) Auflagen weltweit die größte Verbreitung gefunden hat: Ze'enah uR'enah oder kurz: Zenerene – ‚»Kommt heraus und seht«, o Töchter Zions', wie es im Hohelied 3,11 heißt. Jankew ben Jizchok Aschkenasi aus Janow schrieb um 1600 diese Paraphrase der Fünf Bücher Mose, die mit zahlreichen Texten aus dem Talmud und den

Midraschim (Erklärungen zum Bibeltext) ergänzt wurde. Manche Ausgaben der ‚wajberbibel' wurden später zusätzlich bebildert (s. Abb. einer Ausgabe aus 1872). Lange Zeit ging man davon aus, dass das Werk lediglich bei Frauen in Gebrauch war, die nicht über eine intensive Ausbildung in dem traditionellen Schriftgut verfügten. Heute ist sich die Forschung aber einig, dass ebenso Männer dieses Buch studierten, wenn sie nur über eingeschränkte Kenntnisse der Schriftauslegungskunst verfügten. Allerdings – so werden Textbeispiele zeigen – unterschätzt man gewaltig das Wissen der sog. unwissenden jüdischen Kreise.

▪ *Walter Schiffer*

Russen – Juden – Deutsche

Die Einwanderung russischsprachiger Juden aus der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten hat seit 1990 die jüdische Gemeinschaft in Deutschland fundamental umgekrempelt – diese Tatsache ist immer noch zu undeutlich wahrgenommen worden. Der Sammelband aus dem Jüdischen Museum Berlin – eine Tagungsdokumentation - bündelt Analysen zu einigen Facetten dieses Wandels: Karen Körber skizziert auf der Basis ihrer eigenen empirischen Forschung Selbst- und Fremdbilder dieser neuen Mehrheit, die Folgen in den Gemeinden und in deren sozialer Umgebung. Weitere Beiträge untersuchen u.a. den neuen Boom liberaler Strömungen, die soziale Positionierung der Neuankömmlinge in der Einwanderungsgesellschaft sowie die Verarbeitung von Rassismus- und Ausgrenzungserfahrungen. Dmitrij Belkin, früher Kurator am Jüdischen Museum Frankfurt/M., versucht ein Resümee über die Zukunftsaussichten eines „Patchwork-Judentums" jenseits von Tradition, Opferrollen-Zuschreibung und Abgrenzung. Hinter allem die Frage: Gibt es eine sich neu formierende jüdische Diaspora (nicht nur in Deutschland)?

▪ *Birgit Renner*

Karen Körber (Hg.): Russisch-jüdische Gegenwart in Deutschland. Interdisziplinäre Perspektiven auf eine Diaspora im Wandel, Göttingen 2015 (Vandenhoeck & Ruprecht), 40 EUR

Fortsetzung von Seite 16

heiratete sie den ebenfalls aus Deutschland ausgewanderten jüdischen Arzt und Sportler Bruno Lambert und nannte sich von da an Margaret Bergmann-Lambert. Während sie sich ihren Lebensunterhalt mit allen möglichen Arbeiten verdiente, war sie weiterhin als Sportlerin aktiv und nahm bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 an nationalen Wettkämpfen teil. Sowohl 1937 als auch 1938 wurde sie Meisterin im Hochsprung, 1937 konnte sie auch den Wettkampf im Kugelstoßen für sich entscheiden.

1942 nahm Bergmann die amerikanische Staatsbürgerschaft an und beendete ihre sportliche Karriere, um sich vermehrt der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Erst rund 40 Jahre später setzte die Erinnerung an ihre sportlichen Erfolge und an die vermutlich verlorene olympische Goldmedaille – Sieghöhe in Berlin waren 1,60 m – ein: 1980 erfolgte ihre Aufnahme in die International Jewish Sports Hall of Fame, 1995 die in die amerikanische Jewish Sports Hall of Fame und 2012 schließlich in die Hall of Fame des deutschen Sports. 2009 hatte der Deutsche Leichtathletikverband bereits ihren 1936 aufgestellten deutschen Rekord nachträglich anerkannt. Berlin sowie ihre Heimatstadt Laupheim ehrten sie zudem unter anderem mit der Benennung von Sportstätten und Straßen.

Heute lebt Bergmann, mittlerweile 102 Jahre alt, in New York City. 2003 erschienen ihre autobiographischen Aufzeichnungen »Ich war die große jüdische Hoffnung. Erinnerungen einer außergewöhnlichen Sportlerin«. Auch ein 2009 in die Kinos gekommener Spielfilm thematisiert unter dem Titel »Berlin 36« Bergmanns besonderes Schicksal.

▪ *Christina Schröder*

Fortsetzung von Seite 18

und Audiosequenzen, Zeitstrahlen und Installationen. Was jüdisch ist und wie jüdische Kultur sich über Jahrtausende behaupten konnte, ist die Leitfrage der Einrichtung.

In verschiedenen Einrichtungen wurden Kooperationsvereinbarungen getroffen und Gegenbesuche geplant. Denn auch wenn israelische Gedenkstätten anders auf ihre Vergangenheit blicken als deutsche Einrichtungen und auch die arabische Bevölkerung Israels einen eigenen Blickwinkel hat, stehen alle in Israel lebenden Gruppen wie auch die deutsche Gesellschaft vor der Herausforderung, ihre Gesellschaft für politischen Missbrauch von Geschichte zu sensibilisieren.

Als erster Schritt muss dabei zuerst ein gegenseitiges Bewusstsein für unterschiedliche Erinnerungen in den einzelnen Gruppen geschaffen werden, um diese dann gemeinsam diskutieren zu können. Während der milieu- oder kulturübergreifende Austausch in deutschen Gedenkstätten auf verhältnismäßig breite Zustimmung in Politik und Gesellschaft trifft, müssen die israelischen Historiker und Pädagogen oft gegen heftige Widerstände ankämpfen – und das meistens im eigenen Lager. Umso beeindruckender ist das Engagement, mit dem in Einrichtungen wie den besuchten gegen aktuelle Formen von Diskriminierung und Ausgrenzung angekämpft wird. In langfristig angelegten Projekten gibt es einen Austausch arabischer und jüdischer Jugendlicher über die Geschichte der Shoah und des Staates Israel bis in die Gegenwart. Aber auch Projekte für Lehrer und Städtepartnerschaften zwischen arabischen und jüdischen Städten zeigen, dass es nach wie vor gute Ansätze gibt, Vorurteile zu überwinden und ein Miteinander zu schaffen. So dass am Ende wieder einmal mehr als nur »schwarz und weiß« bleibt.

(Einige Passagen aus diesem Reisebericht mit freundlicher Genehmigung übernommen von Philipp Erdmann vom Arbeitskreis NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte NRW e.V.)

▪ *Mareike Böke*

Buchtipps aus der LiteraturHandlung

David Grossman: »Kommt ein Pferd in die Bar«, 2016 Hanser, € 19,90

Kann Humor Leben retten? Oder wenigstens die Seele eines Jungen? – Für eine gute Pointe gab Dovele schon immer alles. Als Kind lief er oft auf den Händen. Er tat das, um seine Mutter zum Lachen zu bringen und damit ihm keiner ins Gesicht schlug. Heute steht er ein letztes Mal in einer

Kleinstadt in Israel auf der Bühne. Er hat seinen Jugendfreund, einen pensionierten Richter, eingeladen. Im Laufe des Abends erzählt der Comedian zwischen vielen Witzen eine tragische Geschichte aus seiner Jugend.

Miranda Richmond-Mouillot: »Anna und Armand«, 2016 Limes, € 19,99

Sie fanden die Liebe. Sie überlebten. Und sprachen 50 Jahre kein Wort mehr miteinander:

1948, nachdem sie gemeinsam den Zweiten Weltkrieg überlebt haben, kaufen Anna und Armand – die Großeltern der Autorin – ein altes Steinhaus in einem abgelegenen, malerischen Dorf in Südfrankreich. Fünf Jahre später packt Anna ihre Sachen und verlässt Armand. Die Schreibmaschine und die Kinder nimmt sie mit. Abgesehen von einer kurzen Begegnung, haben die beiden nie mehr miteinander gesprochen, nie neu geheiratet oder irgendjemandem offenbart, was sie so unwiederbringlich entzweit hat. Dieses Buch ist die mitreißende Geschichte der Reise, die Miranda Richmond Mouillot unternahm, um zu den Wurzeln dieses verbitterten, unbeugsamen Schweigens vorzudringen.

Thomas de Padova: »Allein gegen die Schwerkraft«, 2015, Hanser, € 21,90

Berlin 1914: Während die Welt untergeht, erfindet Albert Einstein sie neu und wird zum leidenschaftlichen Pazifisten. Albert Einstein hat unser Verständnis von Raum und Zeit für immer verändert. Thomas de Padovas Biographie lässt Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie in gänzlich neuem Licht erscheinen. Einsteins Welt zerbricht. Seine Ehe mit Mileva scheitert, Deutschland zieht begeistert in den Krieg. Kollegen wie Max Planck unterschreiben den rassistischen »Aufruf an die Kulturwelt«, sein Freund Fritz Haber führt an beiden Fronten einen grausamen Gaskrieg. In bestechend klarer Prosa zeigt de Padova erstmals, wie Einstein in seinen frühen Berliner Jahren zum leidenschaftlichen Pazifisten wird – und wie er inmitten einer kollabierenden Welt die Physik neu erfindet.

Alfred Bodenheimer: »Der Messias kommt nicht«, 2016 Nagel & Kimche, € 19,90

Ein neuer Fall für Rabbi Klein – der Schweizer Krimi geht in die dritte Runde. Was als Sabbatical Gabriel Kleins an der Universität Basel harmlos beginnt, wird zur Ermittlung in einem rätselhaften Mordfall. Das Opfer, ein erfolgreicher Anwalt, Jude und zudem Vorstandsmitglied der Gemeinde, wurde erschossen. Klein lässt sich von einem jungen Kommissar einspannen, um Nachforschungen in der jüdischen Gemeinde anzustellen. Dabei wird der Zürcher Rabbi mit unterschiedlichsten Formen

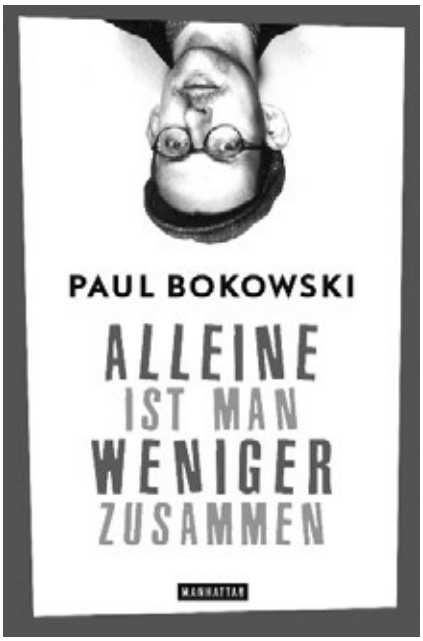
abgrundtiefen Hasses konfrontiert.

Yascha Mounk: »Echt, du bist Jude?«, 2015, Kein & Aber, € 23,–

»Hör auf zu lügen! Jeder weiß, dass es keine Juden mehr gibt.« Mit diesem Kommentar seines Klassenkameraden beginnt für Yascha Mounk die Auseinandersetzung mit seinem Jüdischsein. Er, der als einer von zwei Juden (er und seine Mutter) in dem schwäbischen Nest Laupheim aufgewachsen ist, erlebte das verkrampfte Verhältnis vieler Deutscher zu Juden bereits in jungen Jahren. Ob es antisemitische Reaktionen sind oder das Gegenteil, betontes Wohlwollen – die meisten Deutschen behandeln Juden einfach nicht normal. Yascha Mounk, mittlerweile unterrichtet er Politische Theorie in Harvard, fragt, welches Licht seine Erfahrungen auf das heutige Deutschland werfen können.

Paul Bokowski: »Alleine ist man weniger zusammen«, 2015, Manhattan, € 12,99

Am Ende der Ausstellung haben wir Mutter verloren. Eine SMS mit dem Wortlaut »Wo bin ich?« ignorieren wir. Während Vater sich dem Gästebuch des Museums widmet, ziehe ich mich auf das Besucher-WC zurück,



um ungestört zu weinen. Als ich wiederkomme ist auch Papa verschwunden. Folgenden Eintrag im Gästebuch kann ich mit relativer Gewissheit meinem Erzeuger zuordnen: »Die Feuerlöscher im Spätmittelalter sind seit vier Monaten abgelaufen.« Auch Mutter wollte sich verewigen: »Paul, wir warten draußen!« Paul Bokowski ist zurück! Zwei Dutzend hinreißend bissige Geschichten aus dem Leben eines polnischen Einwandererkinds. Über die abenteuerliche Reise einer wandernden Waschmaschine, unmoralische Angebote potentieller Nachmieter, passiv-aggressive Brettspiele mit der eigenen Mischpoke und die tiefgründige Bedeutung von vollveganem Fleischsalat.

Eva Umlauf: » Die Nummer auf deinem Unterarm ist blau wie deine Augen«, 2016, Hoffmann und Campe, € 22,--

»Vergessen Sie das Kind, es wird nicht leben.« Mit diesen Worten wird Eva Umlaufs Mutter Anfang 1945 in Auschwitz konfrontiert. Ihre Tochter ist mit zwei Jahren eine der Jüngsten im Lager, ist, abgemagert und todkrank. Eva Umlauf wird sich später nicht an diese Zeit erinnern können, und dennoch schlummert das Erbe ihrer Vergangenheit unter der Oberfläche und prägt ihren gesamten Lebensweg.

Else Lasker-Schüler: »Ausgewählte Gedichte«, 2016 Fischer, € 12,--

Sie ist die berühmteste Lyrikerin des Expressionismus: Else Lasker-Schüler. In diesem Auswahlband stellt uns Uljana Wolf das Werk der deutsch-jüdischen Dichterin vor.

Donatella di Cesare: »Heidegger, die Juden, die Shoah«, 2015, Klostermann, € 29,80

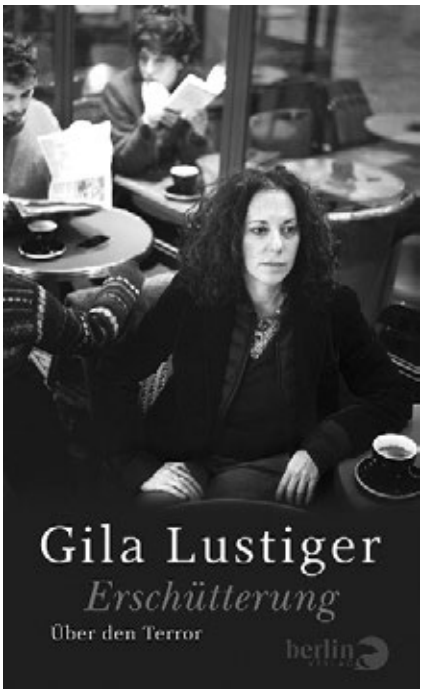
In der aktuellen Diskussion um Martin Heideggers »Schwarze Hefte« spielt Donatella Di Cesares Buch »Heidegger, die Juden, die Shoah« eine zentrale Rolle. Es zeigt, dass Heidegger im Kontext einer langen Tradition des Antisemitismus in der Philosophie zu lesen ist, zu der auch Kant, Hegel und Nietzsche gehören. Der Philosoph schreibt dem Judentum eine spezifische Bedeutung in der Geschichte zu. Diese Bedeutung stellt sich als eine Anordnung von Stereotypen dar, die metaphysisch gerechtfertigt werden. Indem Heidegger die »Judenfrage« in sein Denken aufnimmt, fällt er also in ein metaphysisches Denken zurück.

Judith Janssen: »Das Versteck im Uhrmacherhaus«, 2015, Neukirchener Aussaat, € 12,99

Haarlem, 1943: Die Jahre des Kriegs und der Besatzung haben Henks Leben vollkommen auf den Kopf gestellt. Henk entdeckt nicht nur, dass sich sein Freund Jaap verändert hat und ihm etwas verheimlicht. Auch seine kleine Schwester, die geistig behindert ist, ist plötzlich in Gefahr. Gerade im richtigen Moment begegnet er Corrie und Betsie ten Boom. Doch dann sind die beiden verschwunden. Nun gerät sein Leben ganz durcheinander – erst als er Corrie wiedersieht, wird ihm so manches deutlich … Ein spannungsreicher historischer Roman für Jugendliche, der auf wahren Begebenheiten beruht, der aber auch Erwachsene fesselt.

Gila Lustiger: »Erschütterung«, 2016, Berlin Verlag, € 16,--

Für Paris und ganz Europa begann 2015 eine neue Zeit: Der brutale Anschlag auf die Redaktion von Charlie Hebdo sowie der Terror vom 13. November setzten den grausamen Rahmen für ein Jahr, das nicht nur in Frankreich von einer Vielzahl weiterer Übergriffe mit islamistischem Hintergrund, antisemitischen Attentaten und einem erschreckenden Zulauf für



den Front National geprägt war. Die in Paris lebende Schriftstellerin Gila Lustiger hat bereits in ihrem Gesellschaftsroman »Die Schuld der anderen« hellsichtig Ursachen und Hintergründe beschrieben. Auch die jüngsten Terrorakte hat sie miterlebt, aus dieser Erfahrung ist ihr Essay entstanden. Der kluge Versuch, einer tief empfundenen Erschütterung mit Vernunft zu begegnen und vehement unsere freiheitlichen Werte zu verteidigen – als Pariserin, Mutter zweier Kinder, Jüdin, Europäerin.

Schlaglichter

Ins Jüdische Museum ohne Fahrtkosten!

Mit Beginn des zweiten Schulhalbjahres am 1. Februar 2016 gingen die »Heimat-Touren NRW« in die zweite Runde. Der Vorstand der NRW-Stiftung hat beschlossen, das erfolgreiche Projekt im Jahr 2016 fortzusetzen, und dafür Mittel in Höhe von 200.000 Euro bewilligt. Mit den Heimat-Touren NRW möchte die NRW-Stiftung mit Unterstützung des Schulministeriums, der Provinzial-Versicherungen und der Dr. Gustav-Bauckloh-Stiftung Schülerinnen und Schülern die Naturschönheiten und Kulturschätze des Landes NRW näher bringen.

Zeitzeuge im Museum

Am 5. März war mal wieder ein besonderer Besucher zu Gast bei uns: Ernest Kolman, der in Wesel anlässlich der Woche der Brüderlichkeit zu Besuch war, ließ sich unser Haus vom Leiter Norbert Reichling zeigen. Herr Kolman – im Januar 1939 durch einen Kindertransport gerettet – lebt in Großbritannien und ist heute der letzte Überlebende der früheren Weseler Juden; er wird im Juni 2016 90 Jahre alt. Begleitet wurde Ernest Kolman von Mitgliedern des Jüdisch-Christlichen Freundeskreises e.V. Wesel: insbesondere die Emigrations-Biografien in unserer Dauerausstellung und die Sonderausstellung »Heimatsucher« fanden sein Interesse. – Mehr über sein Leben hier: ***www.kindertransporte-nrw.eu/kolman/kolman_bio_1.html***

8. Weihnukka-Markt

Das nicht existierende, aber trotzdem sehr beliebte Fest »Weihnukka« nahmen wir am 28. und 29. November 2015 erneut zum Anlass eines Weihnukka-Marktes unter dem Motto »Märchen, Musik, Markt zum Chanukka- und Weihnachtsfest«. Zwei Tage mit (jüdischen) Märchen, Lesung, Musik und einer Liederstunde zum Mitsingen, mit Töpfern und Basteln für Kinder, einem Markt mit Gebäck nach koscherer Art, Karten für die Chanukka- und Weihnachtspost, kleinen Geschenken, einer Weinprobe mit koscheren Weinen aus Israel und vielem mehr brachten viele neue Gesichter ins Haus (und einen finanziellen Ertrag für die Museumsarbeit). Mit »Tochter Zion freue Dich« aus der hebräischen und christlichen Bibel eröffneten die Lukas Horns den Markt auf der Straße vor dem Jüdischen Museum. Besonderer Gast war zum vierten Mal die Kindergruppe der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen mit ihren Leiterinnen Margareta Lucks und Victoria Sarinski. 26 Kinder brachten in verschiedenen Szenen mit Gesang und Sprechtexten den Kern des jüdischen Chanukka-Festes nahe.

Förderkreis des Museums

Der 2015 neu gegründete Förderkreis des Jüdischen Museums – Menschen, die einen besonderen Beitrag zu unserer Zukunft leisten wollen – traf sich am 12. Februar zum ersten Mal: Mit einer exklusiven Vorschau auf die noch nicht eröffnete Wechselausstellung »Heimatsucher«, begleitet von den Kuratorinnen, sowie Gesprächen zur Arbeit des Hauses informierten sich die Mitglieder über Lage und Aussichten des Dorstener Museums. – Weitere Mitglieder sind uns übrigens herzlich willkommen – bitte sprechen Sie uns bei Interesse an!

Ein Ort für Fortbildungen

Ende April erlebte das Jüdische Museum gleich zwei berufsbezogene Fortbildungen: Zunächst war die Justizakademie NRW bei uns zu Gast und

debattierte das Thema „Justiz in der NS-Zeit“ mit 40 Richter/innen und Staatsanwält/innen. Und kurz darauf informierten sich fast 30 Lehrerinnen und Lehrer in einer Kooperationsveranstaltung mit dem Klett-Verlag über die Chancen, in der Schule das viel strapazierte, oft überdrüssig aufgenommene Thema der NS-Geschichte auf eine anspruchsvolle Weise zu vermitteln. Beide Gruppen nahmen natürlich auch Einblick in unsere Ausstellungen und unsere Arbeitsweisen.

„Eisendrath“ in Lage

Über 300.000 Westfalen haben im 19. und 20. Jahrhundert in den USA ein neues Leben begonnen. Die diesem Thema gewidmete Sonder-Ausstellung des LWL-Industriemuseums in Lage „Vom Streben nach Glück - 200 Jahre Auswanderung aus Westfalen nach Amerika“ hat u.a. eine Dorstener Spur aufgenommen: Die uns immer wieder beschäftigende Migrationsgeschichte der Familie Eisendrath spielt dort auch eine Rolle, und wir konnten einige Exponate aus unserer Sammlung beisteuern. Die Ausstellung wird noch bis zum 25. September gezeigt; auch ein spannender Begleitband ist erschienen.

Beth Olam – »Jüdischer Boden für immer und ewig«

Mit freundlicher Genehmigung der Urheber und Rechteinhaber konnten wir auf unserem Youtube-Kanal »Beth Olam« veröffentlichen – einen Film, der die Brücke von einem jüdischen Friedhof zur jüdischen Gegenwart (am Beispiel Bielefelds) schlägt. Der Film ist ein Projekt der FH Bielefeld, Fachbereich Sozialwesen und unter Leitung von Prof. Thomas Henke von den Studierenden Julia Oldenburg, Artur Christiani, Michael Link und André Falldorf hergestellt worden. Unterstützt wurde das Projekt durch die Jüdische Kultusgemeinde Bielefeld K.d.ö.R. und die Sparkasse Bielefeld.